Weckstimmen

Weckstim̄en.

Erzählungen für die Jugend.





Komm herüber und hilf uns!

Apostelgesch. 16, 9.

Erhebe dich, du Volk des HErrn, So reich geweidet nah und fern
An Strömen und auf Auen, Und blicke in die Heidenwelt,
Wo tausend Völker, unerhellt, Nach Licht und Leben schauen!
Rings steht die Wildnis dürr und kahl, Indes du schwelgst beim reichen Mahl.

Dr. Christian Barth.

Mapoon.

Eine Missions-Erzählung

für die reifere Jugend

von

Prediger H. G. Schneider.

Herrnhut.

Buchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.



Mapoon, Cullen Point
N. Queensland.
Torres Str.
Gulf of
Busen von
Carpentaria
Thursday I.
Herrn I.
Prince of Wales
C. York
Escape
Jardine
PACIFIC
OCEAN
(GROSSER O.)
YORK
PENINSULA of Cape
HALBINSEL Kap
Hannibal Bay
Shelburne Bay
C. Grenville
Temple Bay
Cullen Point (Mapoon)
Ducie
Batavia
Coen
Duyfhen P.
Weymouth Bay
Pascoe
Lloyds Bay
C. Direction
Hull
Geikie
C. Sidmouth
Archer
Nisbit
Peach
Flinders I.
Bathurst Bay
Kendall
Stewart
Balelutha
Princess Charlotte Bay
C. Melville
Lukin
Vereenigde
Annie
Barrow P.
King
Mitchell
Lookout P.
C. Flattery
C. Bedford
Cooktown
NEW GUINEA
NEU GUINEA
Torres Str.
Thursday I.
Cullen P.
York
QUEENSLAND
Cooktown
Townsville
AUSTRALIA
Brisbane
Ebenezer
Sydney
Melbourne
Ramahyuck
Forest Wald
Lager Camp
Ducie
Port
Cullen Point
Musgrave
Sand
Mangrove
Mapoon
Batavia
Special-
Map of | Karte von
Cullen Point
or | od.
Mapoon.



Melbourne in Viktoria. (Nach einer Photographie.)

1. Auf dem Wege zum Ziel.

Es war am 16. Juli 1891, als Missionar Ward mit Frau, beide Engländer, und Missionar Hey, ein Deutscher, nach einer sechswöchigen Seereise im Hafen von Melbourne (sprich: Mellbörn!), der Hauptstadt der australischen Provinz Viktoria, ans Land stiegen. Gleich bei der Ankunft schüttelte ein freundlicher alter Herr, den die Reisenden noch nie im Leben gesehen, ihnen sehr warm und herzlich die Hand zum Willkomm. Es war Missionar Hagenauer. Dieser liebe Mann war schon im Jahre 1857 von der Brüdergemeine nach Australien gesandt worden, um den heidnischen Eingeborenen in der Provinz Viktoria das Evangelium von unserm auch für ihre Sünden gekreuzigten Heiland Jesus Christus zu verkündigen. Gott der Herr hatte seine Thätigkeit und die seiner Mitarbeiter reichlich und über Erwarten gesegnet. Es war Missionar Hagenauer und seinen Brüdern gelungen, eine ganze Anzahl der sehr verkommenen und ganz verachteten Wilden auf zwei Stationen, Ebenezer und Ramahyuk, anzusiedeln und sie nicht bloß zu gesitteten Menschen, sondern auch zu demütig gläubigen Kindern Gottes zu machen. Wort und Wandel dieser Schwarzen, wie sie

dort zu Lande allgemein genannt werden, bezeugten es unwiderleglich, daß das alte, das böse, heidnische Wesen bei ihnen vergangen und ein ganz Neues durch Gottes Gnade in ihren Herzen zu stande gekommen war.

Über diese große, erfreuliche Veränderung gerieten die vielen Weißen, welche seit längerer oder kürzerer Zeit aus Europa nach Australien gekommen waren und sich dort niedergelassen hatten, in ein großes Erstaunen. Sie glaubten ein Wunder vor sich zu sehen, und ein Wunder Gottes war in der That an den Herzen dieser armen Wilden geschehen. Früher hatten dieselben sich unbekleidet, bettelnd, stehlend im Land herumgetrieben — der Himmel ihr Dach, das Gras unter irgend einem Strauch ihre Lagerstatt. Jetzt wohnten sie in reinlichen, kleinen Häusern, arbeiteten in Garten und Feld, konnten lesen, schreiben und rechnen, ja verstanden mit der Nähmaschine umzugehen und das Harmonium zu spielen, welches sie sich von ihren Ersparnissen angeschafft. Früher hatten sie untereinander beständig in Streit gelebt, sich ihre Frauen, Töchter und Schwestern geraubt und sich gegenseitig Wunden beigebracht oder gar getötet mit ihren Wurfspießen oder ihren Bumerangs, flachen, schmalen, halbmondförmigen Instrumenten aus Holz, welche, in die Luft geschleudert, die wunderbarsten Linien beschreiben und den Vogel im Flug ereilen. Jetzt lebten sie still und friedlich in allen Ehren zusammen und hatten einander so lieb. Früher wurden sie von keiner höheren Sorge beschwert, als wie sie ihren Magen füllen und sich etwas Tabak verschaffen könnten. Jetzt beteten sie, lasen in der Schrift, ließen im Gotteshaus mit hellen Stimmen Lieder zum Lobe Gottes erschallen und wollten gern selig werden. Das war in der That höchst wunderbar.

Unter den Weißen gab es indes auch verschiedene ernste, fromme Leute, die es nicht bei der bloßen Verwunderung bewenden ließen, sondern weiter dachten: Hat nicht dieses schöne, reiche Australien, in dem es uns so wohl ergeht, früher diesen armen Schwarzen gehört? Haben wir nicht das Land in Besitz genommen, ohne sie um Erlaubnis zu fragen? Haben wir sie nicht verdrängt, verachtet, verfolgt, für wilde Tiere angesehen und wie wilde Tiere behandelt? Haben wir damit nicht ein schweres Unrecht gegen sie begangen? Sollen wir

nicht suchen, das wieder gut zu machen, soweit das noch geht? Hat uns nicht die Mission die Augen geöffnet, den rechten Weg gewiesen und gezeigt, daß auch diese verkommenen Schwarzen zu retten sind, wenn man ihnen nur mit Liebe begegnet und sie mit der Liebe Christi bekannt macht? — So dachten, so redeten die Bessergesinnten unter den Weißen und nahmen sich



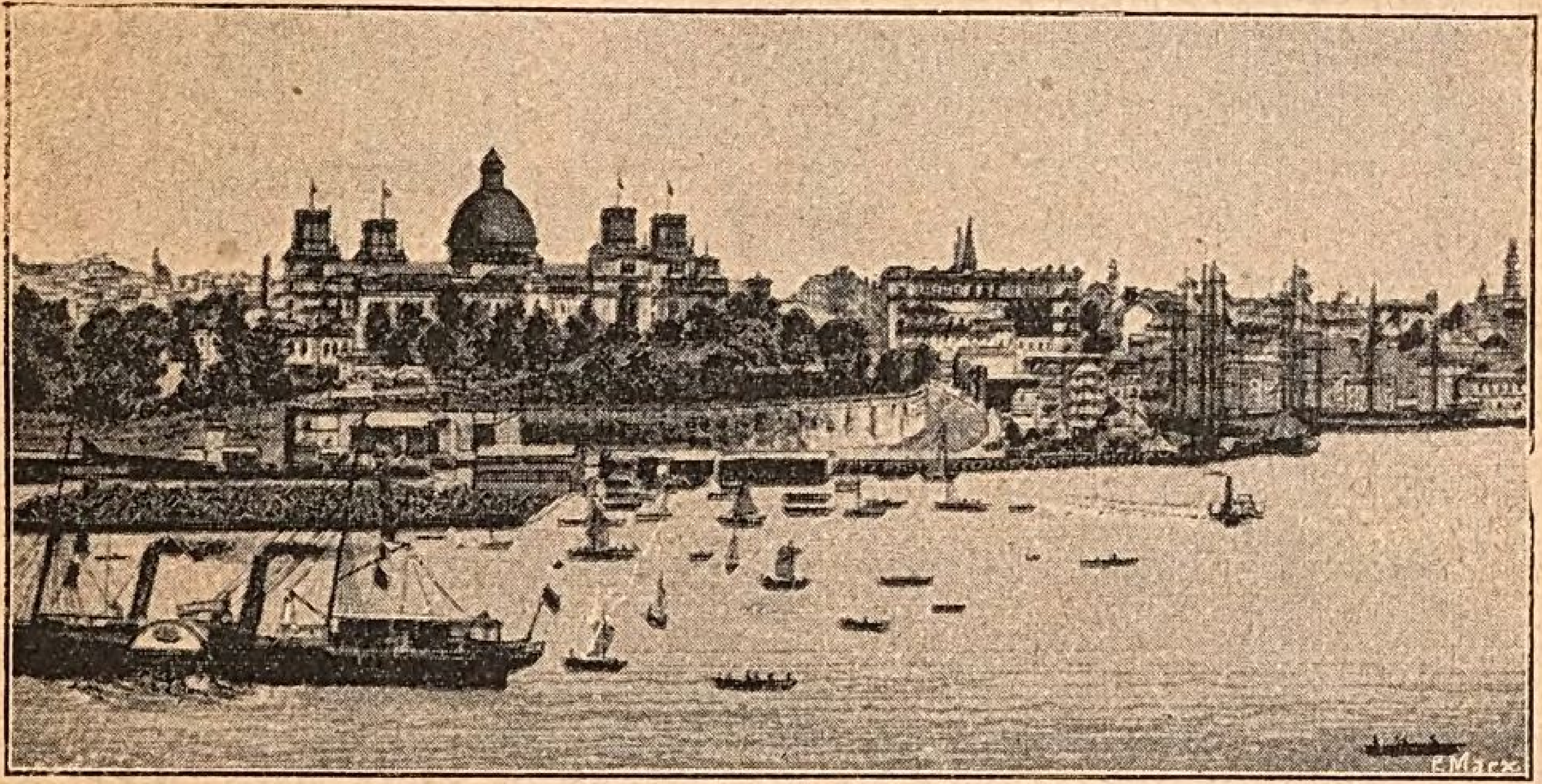
Missionar Ward. Frau Missionar Ward.
Frau Missionar Hey. Missionar Hey.

die traurige Lage der Eingeborenen ernstlich zu Herzen. Nun gab es aber in der Provinz Viktoria nicht mehr viel Schwarze; Verfolgungen und Krankheiten hatten sie dahingerafft. Die wenigen Übriggebliebenen waren auf den beiden Missionsstationen und noch einigen anderen Plätzen allmählich untergebracht und wohlversorgt worden. In der nördlichsten der drei Provinzen hingegen, welche die Ostküste des australischen Festlandes einnehmen, in Queensland (sprich: Kwiehnsland!), leben noch zahlreiche Eingeborene; namentlich auf der gewaltigen Halbinsel Cap York, in welche Queensland nach Norden zu ausläuft, halten sie sich in größerer Menge auf, weil dorthin noch wenig weiße Ansiedler vorgedrungen sind

und diese wenigen sich nicht weit landeinwärts wagen, sondern an der Küste bleiben. Also bei den Schwarzen in Nord-Queensland versuchen wir's! darin waren die Christen von Viktoria einig. Aber wen sollen wir dorthin senden? — das war die weitere Frage. Nicht lange blieb man im Unklaren darüber. Missionare der Brüdergemeine hatten mit Gottes Hilfe den Schwarzen in Viktoria geholfen, die Brüdergemeine konnte auf eine mehr als 150jährige Erfahrung in Missionsarbeit zurückblicken, an die kirchliche Oberbehörde der Brüdergemeine in Deutschland wandten sich also die Christen von Viktoria mit der Bitte um Missionare. Sie ihrerseits wollten sich mit gleichgesinnten Christen in den Nachbarprovinzen Neu-Süd-Wales (sprich: Uëls) und Queensland zusammenthun, um gemeinsam den Gehalt der Missionare, wie die Mittel für ihren Unterhalt und für die Anlegung einer Missionsstation auf der Halbinsel Cap York aufzubringen. Die Antwort auf diese Bitte kennen wir schon, denn die Ankunft der Missionare Ward und Hey in Melbourne ist diese Antwort.

Vom 16. Juli bis 2. September hielten sich die angelangten beiden Sendboten in der Provinz Viktoria auf. In Melbourne selbst hatten sie viele Besuche zu machen und öfters zu predigen, auch von der Missionsthätigkeit der Brüdergemeine in andern Ländern zu erzählen. Ward redete in den englischen Kirchen und vor Leuten englischer Zunge, Hey, der zwar auch diese Sprache gelernt, aber darin noch nicht so fest und sicher war, in deutschen Kirchen und vor unsern Landsleuten, deren es auch nicht wenige in Australien giebt. Sie sprachen ferner auf den beiden Stationen Ramahyuk und Ebenezer vor, wo sie mit tiefer Bewegung zum erstenmal mit Eingeborenen in Berührung traten, den Stammesgenossen ihrer künftigen Pflegebefohlenen. Sie erhielten endlich jeder eine Eisenbahnfahrkarte erster Klasse im Wert von 1500 Mark und zwar umsonst, die bis zum 31. August Giltigkeit hatte und ihnen auf allen Bahnen des Landes freie Reise gewährte. So konnten sie sich noch in einer ganzen Anzahl kleinerer Städte bekannt machen, dort predigen und Missionsvorträge halten. Überall fanden sie freundliche Teilnahme und Unterstützung; denn in der Provinz Viktoria hatte man den Segen der Mission mit Augen geschaut, mit Händen gegriffen.

Anfang September wurde dann die Weiterreise nach Norden angetreten, die zur See immer an der Ostküste Australiens entlang führte. Doch verschiedene Umstände veranlaßten da und dort einen kürzeren oder längeren Aufenthalt unterwegs. So zuerst in Sidney (sprich: Siddnie!), der Hauptstadt der Provinz Neu-Süd-Wales. Hier fanden die beiden Sendboten schon weniger Verständnis und Teilnahme für ihre Aufgabe. Man wußte zu wenig von der

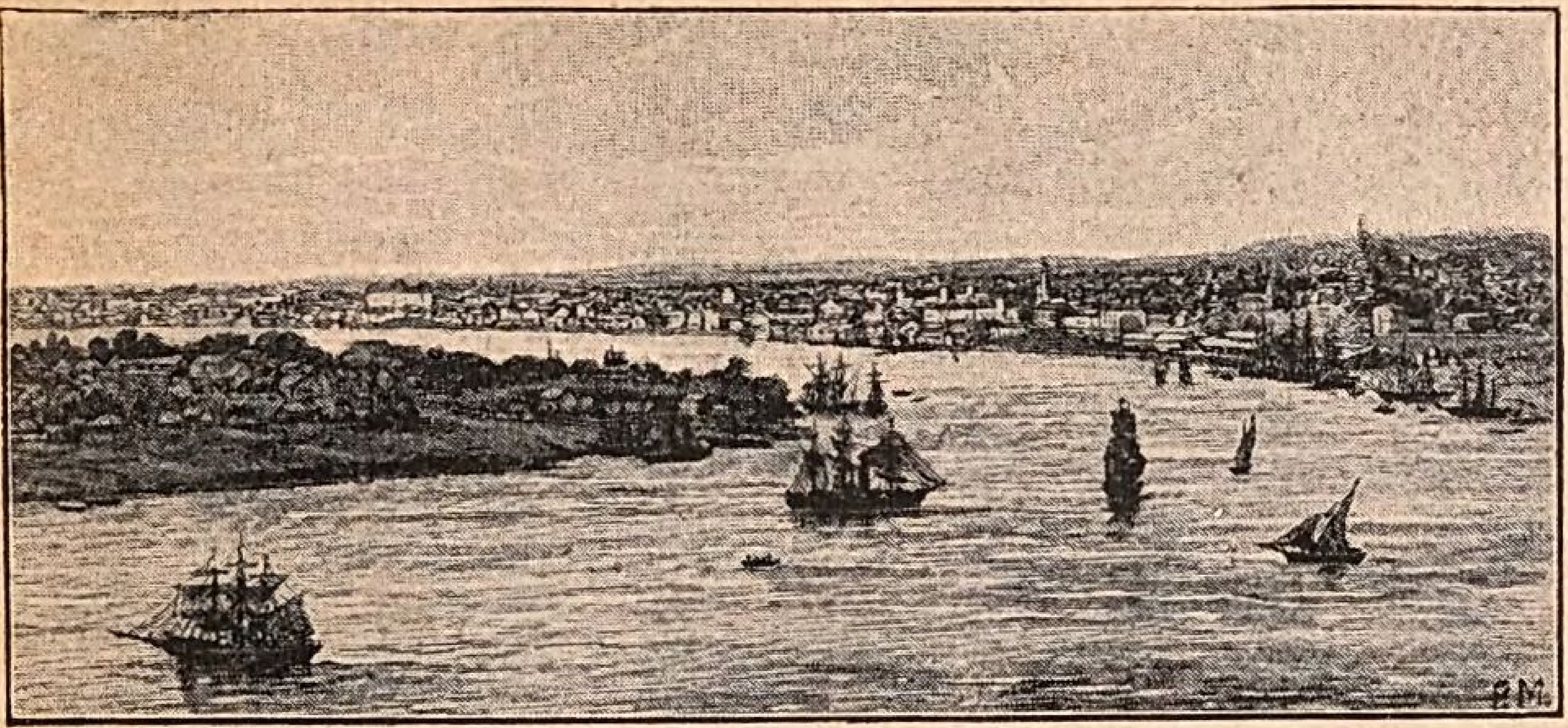


Ein Blick auf Fort Macquarie in Sidney.

Heidenmission und war darum von Vorurteilen gegen sie erfüllt. Ließen es aber die Erwachsenen in dieser Beziehung fehlen, so machte die Jugend das wieder gut. Die 300 Kinder einer Sonntagsschule z. B. hörten Missionar Hey mit der größten Aufmerksamkeit zu, und als er ein paar Tage darauf zufällig auf der Straße ging, trat eine kleine Zwölfjährige an ihn heran, drückte ihm 2 Mark 50 Pfennig in die Hand, rief englisch: „Für die Schwarzen!" und verschwand so rasch, wie sie gekommen. Nach vieler Mühe gelang es erst dem Missionar, zu erfahren, wer sie sei und wo sie wohne. Durch seine Worte bewegt, hatte sie nach jener Sonntagsschule ihre Eltern gebeten, aus ihrer Sparbüchse etwas für die Mission unter den Eingeborenen geben zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubnis opferte sie indes die ganze Summe ihrer Ersparnisse und das vollständig freiwillig, ja mit großen Freuden. Andere Mädchen sandten dem Missionar ebenfalls Geld, ja eine An-

zahl von ihnen that sich zusammen, beratschlagte und — kam auf einen ganz gescheiten Einfall. Sie kauften nämlich einen guten Vorrat nützlicher Sämereien für den Garten, der auf der neuen Station angelegt werden sollte. Sich damit zu versehen, daran hatte der Missionar selber noch gar nicht einmal gedacht. So macht die Liebe auch die Kleinen und Unmündigen erfinderisch, ja gelegentlich weiser und umsichtiger, als es die Großen sind. Damit die Knaben, welche dies lesen, indes nicht denken: Aha, nur die Mädchen! Bloß von denen wird erzählt. Haben denn die Knaben gar nichts gethan? — so will ich verraten, daß sich eine größere Zahl von Knaben auch zu einem sehr wohlüberlegten Vorhaben verband. Sie kauften nämlich für den Missionar einen großen Kasten mit wirklich vortrefflichem Handwerkszeug, wie man es in der Wildnis sehr gut gebrauchen kann, wo es keine Tischler und Zimmerleute giebt, sondern man sich selber helfen muß.

Der längste Aufenthalt unterwegs wurde in Brisbane (sprich: Brißbehn!) gemacht, der Hauptstadt von Queensland. Es liegt ganz im Süden dieser Provinz unweit der Grenze von Neu-Süd-Wales. Hier hatten sich nämlich die beiden Sendboten mit allen möglichen Vorräten zu versehen und zwar auf lange hinaus. An Lebensmittel, an Gewehre und Schießbedarf für die Jagd, an Petroleum und Lichter, an Gartengerätschaften, selbst an Nägel und Stecknadeln, ja an noch viele Dinge mußte gedacht werden. Hier wurde ferner ein zerlegbares, hölzernes Haus eingekauft, wie die Ansiedler sie bewohnen. Hier wurde endlich ein besonderes kleines Schiff gemietet, welches alle diese zumeist in Tonnen und Kisten verpackten Gegenstände an Ort und Stelle bringen sollte. Wie gut sich aber die Missionare in Brisbane mit allem nötigen versorgen konnten, ein Mangel trat ihnen hier sehr schmerzlich entgegen, der Mangel an Teilnahme für ihr Unternehmen, obwohl sie sich nun schon in der Provinz befanden, deren Eingeborenen sie sich ja gerade widmen und hingeben wollten. Wohl empfing sie der Obergouverneur von Queensland sehr freundlich, wohl gab es auch sonst einige wenige geförderte Christen, welche ihnen verständnisvoll und dankbar die Hand drückten dafür, daß sie Vaterland und Heimat verlassen und über das Weltmeer gefahren aus Liebe zu den armen ver-



Blick auf Brisbane, die Hauptstadt von Queensland.

finsterten Heiden. Aber im allgemeinen begegnete den Missionaren sehr viel Kälte und Gleichgiltigkeit, ja geradezu Hohn und Spott. Die einen sagten, sie hätten noch so viel mit sich selber und ihren eigenen Angelegenheiten zu thun, daß sie weder Zeit noch Lust besäßen, sich um die elenden Schwarzen zu kümmern. Die andern erklärten geradezu: „Ihr seit verrückt! Ihr kennt die Schwarzen nicht! Sie sind hinterlistig und heimtückisch; sie sind Menschenfresser, sie werden euch töten und verspeisen. Und wenn sie das nicht thun, so kriegt Ihr sie doch nie und nimmer dazu, daß sie sich ändern und Christen werden. Es sind böse, wilde Bestien, die man alle bis auf den letzten Mann niederschießen sollte, um den Erdboden von dieser Plage zu befreien?“ — Dann erzählte man den beiden Sendboten Mordthaten und Beispiele von Menschenfresserei, deren die Schwarzen sich noch bis in die neueste Zeit schuldig gemacht und die in der That sich wirklich zugetragen hatten. Das klang nun freilich nicht sehr tröstlich und hoffnungsvoll. Doch die Missionare blieben dabei: Wir stehen in Gottes Hand und unter seinem Schutz. Sein Werk ist's, das wir treiben wollen: er wird mit uns sein!

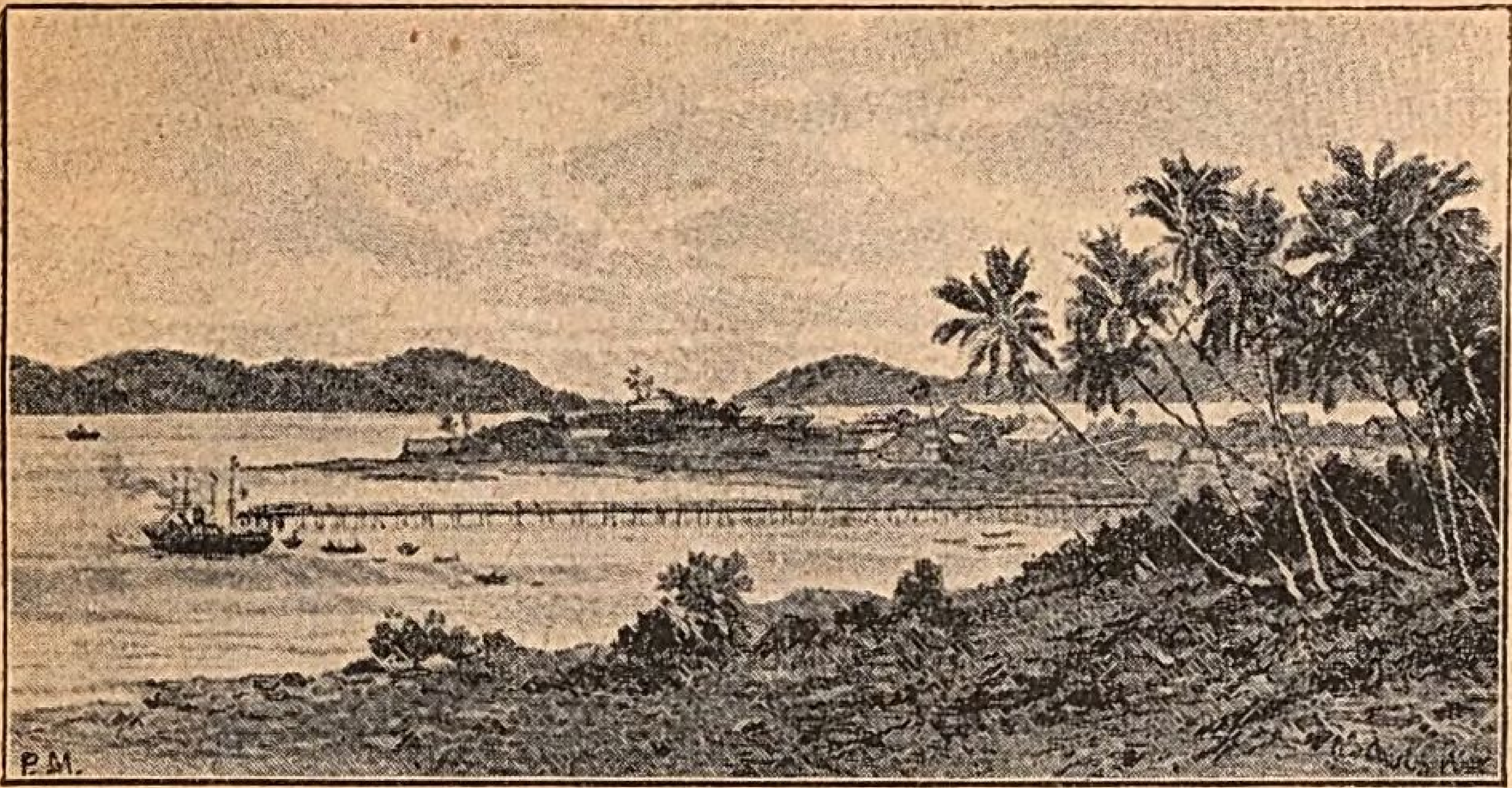
Die weiteren Erlebnisse der Fremdlinge in und um Brisbane, in Townsville (sprich: Taunswill!) und Cooktown (sprich: Kuhktaun!), der nördlichsten Stadt an der Ostküste Australiens — sucht sie doch auf der Landkarte auf! — haben wir leider aus Mangel an Raum mit Stillschweigen zu übergehen und melden nur, daß sie den 19. November 1891 in

Thursday-Island (sprich: Thörrsdä-Eilend) anlangten. Das war zwar noch nicht das eigentliche Ziel, aber doch ganz nahe bei demselben und ein für die neue Mission sehr wichtiger Ort, so daß wir da schon etwas länger verweilen müssen.

2. Rode-Arbeit.

Thursday-Island heißt zu deutsch: Donnerstags-Insel. Wie kommt sie zu dieser Bezeichnung? Nun, der Nordspitze der Halbinsel Cap York sind verschiedene größere und kleinere Eilande vorgelagert. Ein schlauer Kopf hat einer kleinen Gruppe von gerade sieben Inseln, die sich unter jenen besonders dicht aneinander geschart haben, weil doch jedes Ding seinen Namen haben will und muß, auf englisch die Namen der sieben Wochentage beigelegt; das Englische bildet ja die Landessprache in Australien, weil Australien eine englische Kolonie ist. Die Donnerstags-Insel nimmt unter ihren Genossen eine Sonntagsstellung, d. h. den vornehmsten Rang ein. Viele Schiffe, die von Europa, Afrika und den südwestlichen Ländern Asiens kommen, um nach Melbourne, Sidney oder Brisbane zu fahren, machen hier in Port Kennedy, dem befestigten Hafen von Thursday-Island, Halt und nehmen frisches Wasser, Kohlen, ja wohl auch einige Lebensmittel ein. Hier auf Thursday-Island wohnen ferner nicht nur verschiedene Weiße, sondern es giebt auch eine Post, einige Geschäfte, Handwerker, Ärzte, Gasthöfe u. s. w. Hier hat endlich der Unter-Gouverneur, dem Nord-Queensland unterstellt ist, seinen Wohnsitz. Als erster erreichbarer Vorposten der Gesittung und des Verkehrs mit der übrigen Welt hat Thursday-Island also eine wertvolle Bedeutung für die neue Mission erlangt und behalten.

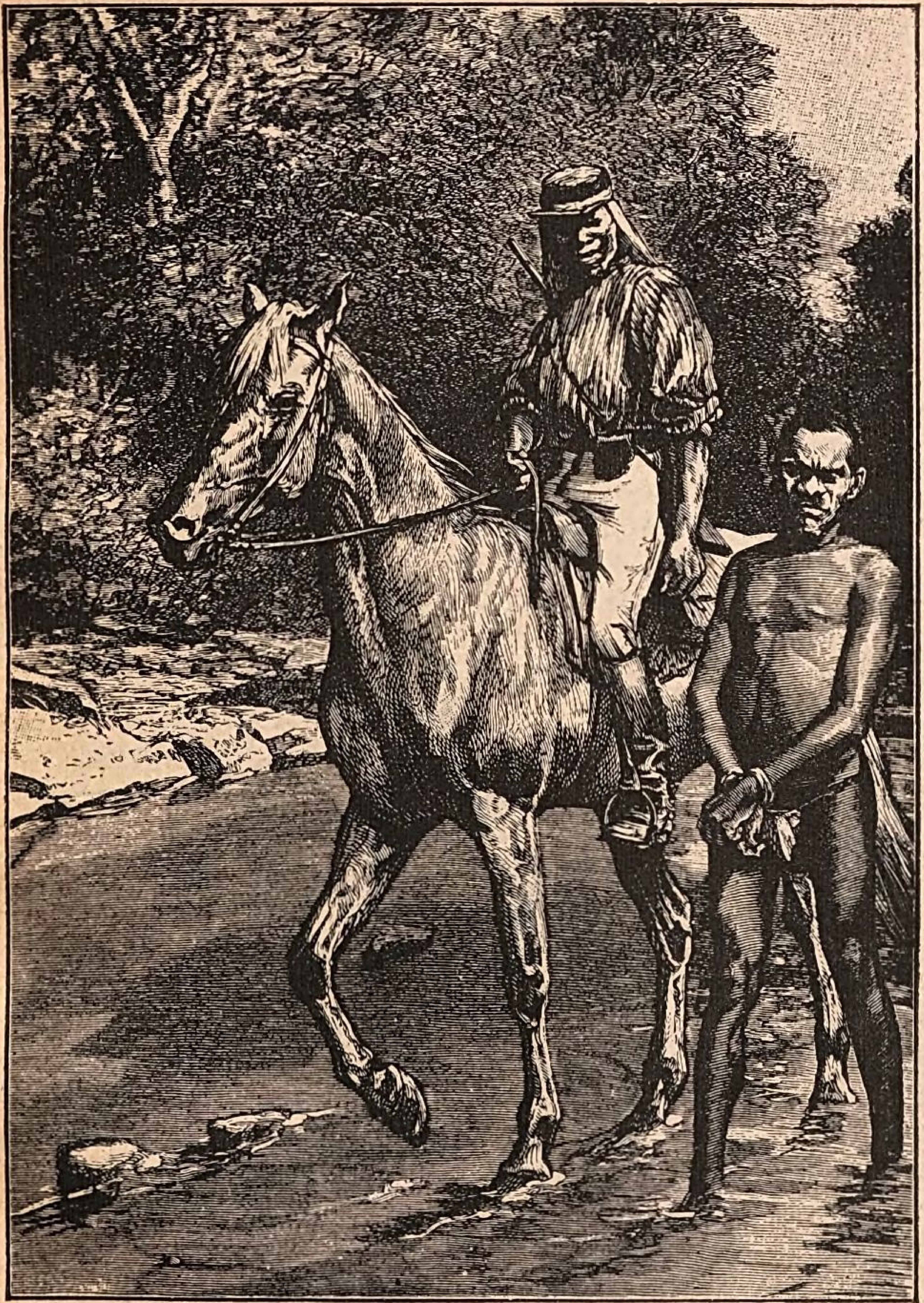
Ein besonderer, diesen Wert erhöhender Umstand kommt aber noch hinzu. Auf der Insel wohnt ein sehr guter Freund der Missionare und ihrer schwarzen Schützlinge; er hat für sie alles gethan, was in seinen Kräften stand, und thut es noch. Diese Kräfte sind aber nicht unbedeutend, denn der gute Freund ist kein Geringerer als Se. Excellenz der Unter-Gouverneur von Nord-Queensland selber, Sir John Douglas (sprich: Dschon Dögglaß!). Er war es auch, der in eigener



Port Kennedy auf Thursday-Island an der Torres-Straße.

Person die Missionsleute empfing und als seine Gäste in seine Wohnung aufnahm, als sie auf ihrem Küstendampfer angelangt waren. Sie warteten bei ihm auf die Ankunft jenes Schiffes, das ihre Sachen und das zerlegbare Haus von Brisbane herschaffen sollte. Endlich kam es. Frau Ward blieb auf Thursday-Island zurück, da sie recht leidend und angegriffen war — kein Wunder; denn die Halbinsel Cap York liegt dem Äquator schon sehr nahe, weshalb dort das ganze Jahr hindurch eine in hohem Maße erschlaffende Hitze herrscht und das Klima recht ungesund ist. Aber auch ihr Mann hatte sich in der letzten Zeit oft unwohl, ja geradezu krank gefühlt. Es wurde daher beschlossen, daß er seinen Genossen Hey zunächst nur an den Ort, wo die Gründung der neuen Mission geplant war, begleiten, aber gleich von dort wieder nach Thursday-Island zurückkehren sollte, um erst nach einiger Zeit, wenn er und seine Frau sich erholt, ganz und gar auf die neue Stelle überzusiedeln. So gingen am 27. November 1891 zwei Fahrzeuge von Port Kennedy ab, der „Dickie“, das Schiff mit dem Hab und Gut der Missionare, dem zerlegbaren Haus und außer der Besatzung noch vier Zimmerleuten, welche die Aufrichtung des Hauses und seiner Nebengebäude besorgen sollten; sodann aber der „Albatros“, der kleine, dem Gouverneur zur Verfügung stehende Regierungsdampfer mit seiner Besatzung, den Missionaren Ward und Hey, sowie dem weißen Polizeiinspektor Ford und zwei farbigen Polizeisoldaten, deren einer, Kio, seine Frau bei sich hatte.

Wozu die letzteren drei? So hatten auch die Missionare gefragt, ja sie hatten sich gegen die Begleitung derselben gesträubt. Doch der Gouverneur bestand darauf, daß sie mitgehen müßten. Aber warum denn? Es führt uns das zur Besprechung eines sehr traurigen Zustandes, den wir bisher nur kurz berührt haben. Auf der einen Seite sind diese Schwarzen in der That mordlustige, heimtückische Gesellen von großer Erregbarkeit und heftigem Jähzorn. „Man kann ihnen nicht trauen! — Seid auf Eurer Hut! — Wenn nötig, so schießt sie gleich nieder! — Lassen Sie nie zu, daß ein Schwarzer hinter Ihnen geht!“ — so hatte man den beiden Sendboten beständig auf der Reise und immer wieder in Thursday-Island gesagt. Ein Herr hatte ihnen erzählt, daß sein eigener, sonst ganz brauchbarer schwarzer Diener ihn sehr höflich gebeten, nie zu gestatten, daß er (der Diener) hinter ihm (dem Herrn) hergehe. „Denn da kommt mit aller Macht das Gelüst über mich, Sie hinterrücks niederzustechen.“ — Zwei Monate vor der Ankunft der Missionare am Orte ihrer Niederlassung waren zwei dort landende Weiße von den Eingeborenen getötet und verspeist worden. Das alles bildet — wohlgemerkt! — aber nur die eine Seite. Die andere wird ausgefüllt durch ein langes Schuldregister der Weißen. An guter Behandlung, an freundlich entgegenkommender, um das Vertrauen der Eingeborenen werbenden Liebe hatten die Weißen alle es gänzlich fehlen lassen. Sie nannten sich wohl Christen, sie dünkten sich sogar unendlich erhaben mit ihrer Bildung und Gesittung über die verachteten Kinder der Wildnis. Aber das hatte sie nicht abgehalten davon, alle möglichen Willkürlichkeiten, Ungerechtigkeiten, ja teilweise geradezu Schändlichkeiten, die man gar nicht beschreiben mag, sich gegen jene zu erlauben. So waren nicht alle, aber doch sehr viele Weiße gegen die Schwarzen verfahren. Worin alle indes übereinstimmend handelten, das war eine furchtbar strenge Bestrafung jedes Vergehens, dessen ein Eingeborener sich schuldig machte. Sehr häufig wiederholte sich namentlich das Folgende. Ein Weißer wurde von einem Schwarzen bestohlen. Der Bestohlene ergriff, sobald er den Diebstahl bemerkt, sein Gewehr und ging in den „Busch“, wie man den undichten australischen Wald bezeichnet. Dort schoß er den ersten besten Eingeborenen nieder, dessen er ansichtig



Ein australischer Buschpolizeimann mit einem Gefangenen.

wurde, mochte es der Dieb sein oder nicht; denn das ausfindig zu machen, war ein zu weitläufiges, ja voraussichtlich aussichtsloses Unternehmen. Einige Zeit darauf wurde dann wieder der Bestohlene oder ein andrer Weißer von den Eingeborenen

aus Rache ermordet. Nun scharten sich eine Anzahl Weißer, bis an die Zähne bewaffnet, zusammen, suchten im Busch das Lager irgend eines Stammes auf und töteten zur Wiedervergeltung alle Eingeborenen, deren sie habhaft werden konnten, Mann, Weib und Kind. Denn die Eingeborenen gehorchten keinem Gesetz, genossen aber auch nicht den Schutz eines Gesetzes. So ergab sich eine gar nicht enden wollende, unabsehbare Kette von gegenseitigen blutigen Wiedervergeltungen.

Infolge dieser äußerst traurigen Verhältnisse bestand zur Zeit des Beginns der Mission eine Art von geheimem Kriegszustand zwischen Schwarzen und Weißen, der bei der geringfügigsten Gelegenheit zu offenem, wildem Ausbruche kommen konnte. Da wollte nun der wohlmeinende, kluge Gouverneur dadurch, daß er die drei Polizeisoldaten zum Schutz der Missionare mitsandte, zweierlei erreichen. Einmal sollten die Eingeborenen der Gegend den Eindruck bekommen: das sind ein paar Weiße, die unter dem ganz besonderen Schirm des Gouverneurs stehen. Krümmt ihnen kein Haar, sonst geht's euch ganz besonders schlecht! Dann aber lag es den Eingeborenen sehr nahe, da sie eigentlich in allen Weißen ihre Feinde sahen, auch den ihnen völlig unbekannten Missionaren nichts Gutes zuzutrauen. Da sollten die letzteren so lange unter polizeilichem Schutze stehen, bis sie Zeit genug gehabt, den Eingeborenen klar zu machen: Wir sind nicht wie die gewöhnlichen Weißen eure Feinde, sondern wir meinen's gut mit euch, ja wir sind eure Freunde. Gelang es den Missionaren inzwischen, das Vertrauen der Schwarzen sich zu erwerben, so bedurften sie dann keiner Beschirmung mehr, so hatten sie gewonnen Spiel. Nach dem allem müssen wir wohl sagen, daß der Gouverneur, der sich für Sicherheit und Leben der Friedensboten verantwortlich fühlte, weise und richtig handelte, indem er den Ausziehenden die Bedeckung mitgab, wenn auch die Missionare selber sich lieber ausschließlich auf den Schutz Gottes verlassen hätten und es als eine Art von Erniedrigung empfanden, das Werk des Friedens unter dem Schutz der Waffen beginnen zu müssen.

Wohin richten denn aber der „Dickie" und „Albatros" ihre Fahrt? Nun, etwa 30 deutsche Meilen südlich von Thursday-Island an der Westküste der Halbinsel Cap York befindet sich ein Vorgebirge, Cullen Point (sprich: Peunt!) oder

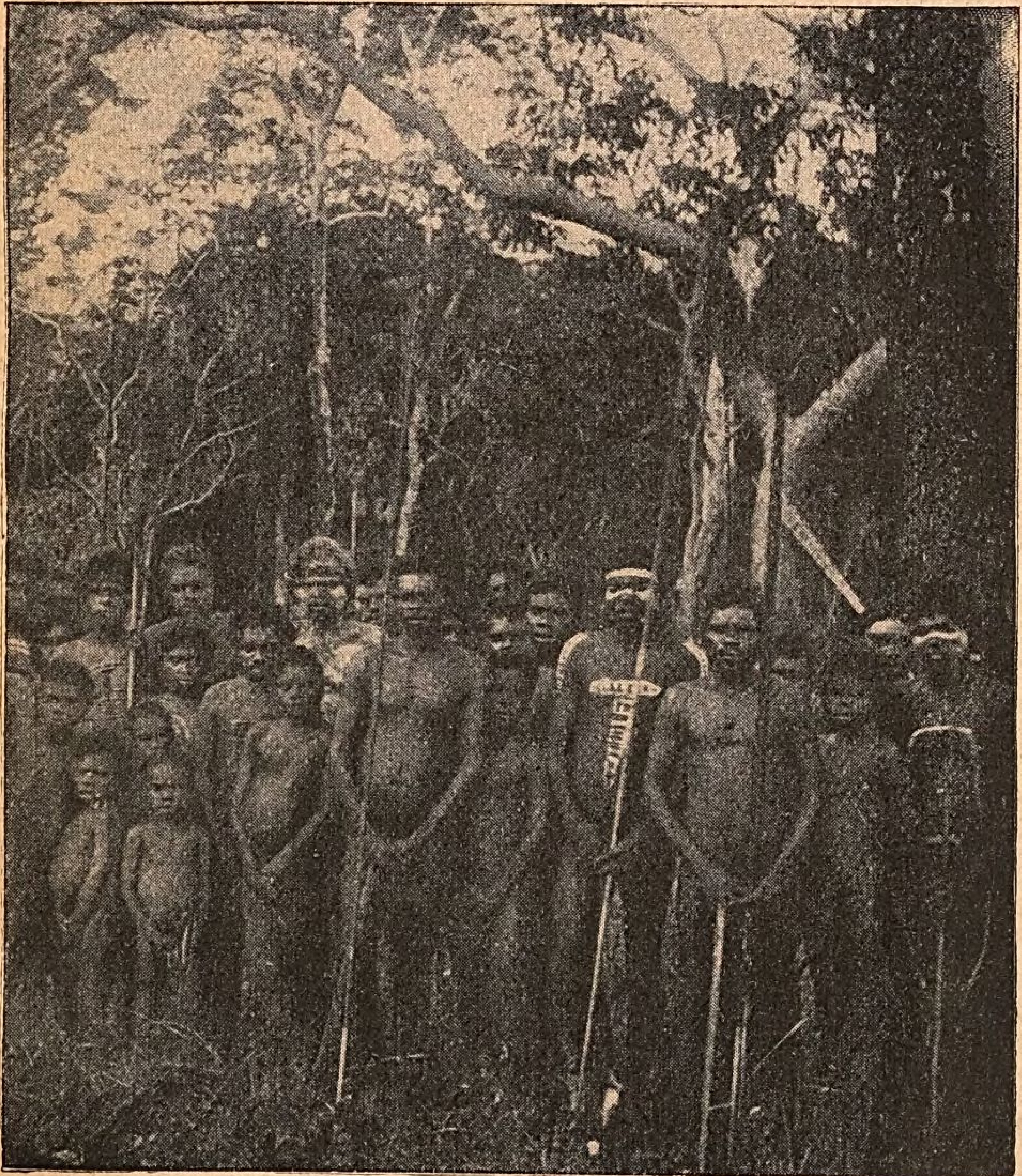
von den Eingeborenen Tullinaringo genannt. Hier schneidet eine tiefe, gut geschützte Bucht Port Musgrave (sprich: Mößgrew!) ins Land ein. Sie hat etwa drei deutsche Meilen im Umfang; in sie ergießen sich zwei Flüsse, die kleinere Ducie (sprich: Dössie!) und die größere Batavia. Am Ufer dieser Bucht wurde die neue Station errichtet, die von den Eingeborenen den Namen Mapoon (sprich: Mapúhn!) erhielt. John Douglas hatte zusammen mit zwei Geistlichen lange vor Ankunft der Missionare diesen Platz ausgewählt. Man hatte sich überhaupt nicht für die Ost-, sondern für die Westküste der Halbinsel entschieden, weil an jener Weiße wohnen, an dieser sich noch keine niedergelassen haben und also Reibungen zwischen den beiden Nationen ausgeschlossen schienen. Daß es freilich auch hier an der Westküste Feinde der Schwarzen gab, werden wir später sehen. Man hatte sich ferner gerade für diese Bucht entschieden, weil sie nicht allzuweit von Thursday-Island entfernt liegt und schon immer einen Platz gebildet hat, an dem sich viele Schwarze einzufinden pflegen und ihre verschiedenen Stämme sich gern ein Stelldichein geben. Leider taugt nur der Boden dort nicht viel, er ist zu sandhaltig und darum dem Garten- und Feldbau abhold. Doch das entdeckte man erst später.

Sonnabend den 28. November vormittags langte der „Albatros" und mehrere Stunden später der „Dickie" in der Bucht an. Die beiden Missionare, der Kapitän des „Albatros" und die drei Polizeibeamten, letztere bis an die Zähne bewaffnet, gingen bald an Land und machten, von einer sich herzufindenden Anzahl Eingeborener begleitet, eine zweieinhalbstündige Wanderung, um sich die Gegend zu besehen und einen passenden Platz für das Wohnhaus auszusuchen. Man fand ihn auf dem südlichen Ufer der Bucht nicht weit vom Strand und 20 bis 25 Minuten von dem Vorgebirge Cullen Point entfernt. Am Abend sammelten sich Schwarze in größerer Zahl am Ufer, den beiden Schiffen gegenüber. Sie schienen ungewiß darüber, ob sie von den angelangten Fremdlingen Böses oder Gutes zu erwarten hätten. Um die Hoffnung auf letzteres in ihnen zu steigern, sandte der Kapitän etwas Mehl und Tabak an sie ab; beides, auch den Tabak, hatten sie schon vor Ankunft der Missionare kennen und lieben gelernt. Tags darauf ein ähnlicher Spaziergang der Missionare

in Begleitung der Polizeibeamten! Etwa 160 Schwarze, der größte Teil eines Stammes (die Stämme sind sehr zahlreich, aber nicht groß), erwarteten sie am Ufer; es waren Männer, Weiber und Kinder. Die Weiber gingen alle völlig unbekleidet und machten einen entsetzlich verkommenen, ja zugleich abgezehrten Eindruck. Ihr Aussehen unterschied sie freilich nicht sehr von wilden Tieren. Die meisten Männer trugen wenigstens ein paar Lappen um die Lenden, einige wenige sogar einzelne Kleidungsstücke. Manche konnten ein paar Brocken englisch reden. Diesen den eigentlichen Zweck ihres Kommens klar zu machen, bemühten sich die Missionare. Montag den 30. November fuhr der „Albatros" mit Missionar Ward ab, um diesen Tag mit Erforschung des Unterlaufes des Bataviaflusses zuzubringen und dann Dienstag den 1. Dezember nach Thursday-Island zurückzukehren.

Wir bleiben bei Missionar Hey in Mapoon zurück. Auf ihn warteten nun drei besonders schwere Wochen, aber Wochen, in denen er unter Gottes Segen einen heilvollen Grund für das entstehende Werk legen durfte. Schwer machte es ihm in den nächsten vier Tagen, in denen die Ladung ans Land gebracht wurde, der Kapitän des „Dickie", ein böser Mann. Er fluchte über die unerträgliche Hitze, er verspottete in Gemeinschaft mit den Matrosen den Missionar auf alle Weise, er führte gotteslästerliche Reden und erwies sich auch in hohem Grade ungefällig. So ließ er alle Kisten, Tonnen und das ganze Baumaterial, das zu Boote ans Ufer geschafft wurde, dicht am Wasser absetzen, verbot aber seinen Leuten, es etwas höher den Strand hinauf zu tragen. Da konnten aber die Sachen unmöglich liegen bleiben, weil sie dort bei steigender Flut oder etwas erregterem Wellenschlag das Wasser bespült und überspült hätte. Hey verfertigte darum in aller Eile aus acht gefällten starken Stäben eine Art Trage, die von 16 Mann gehandhabt werden konnte, und bewog eine gleiche Zahl von Eingeborenen durch kleine Geschenke, alles Ausgeladene an eine höher gelegene Stelle zu schaffen. Er selbst griff natürlich tüchtig mit zu und vergaß darüber das Essen. Herr Ford meldete sich jedoch nachmittags um 2 Uhr etwa, denn er verspürte Hunger. Wo gab es nun etwas zu beißen und zu brechen? Die Kisten waren alle wohlvernagelt und

keiner sah man an, was sie enthielt. Hey fand endlich glücklich eine, die Mehl und Thee enthielt. Von dem Mehl gab er Kios farbiger Frau, damit sie einen „Damper“ bereite. Damper nennt man



Die noch ganz wilden Eingeborenen sehen dem Landen der Missionare mit Staunen zu.

einen wenig schmackhaften und recht unverdaulichen Ersatz für Brot, einen Mehlteig ohne Hefe oder Sauerteig, der entweder unmittelbar in der heißen Asche oder einem mit Deckel versehenen, gußeisernen Topf, den man ans Feuer stellt, gebacken wird. Doch woher Wasser nehmen zum Anrühren des Teiges wie zur Bereitung des Thees? Es gab bloß einen schmutzigen kleinen Tümpel stehen=

den Wassers, welches so unrein war, daß man ihm, auch als man es gekocht, nicht ansehen konnte, sind Theeblätter darin oder nicht, so braun war es. Und das nimmt nicht wunder; denn Hey fand eines Tags zwei sich waschende Schwarze in der Grube, die es enthielt! Das war tagelang das einzig zu Gebote stehende Trinkwasser, bis Gott der Herr einen gnädigen Regen sandte, welcher in einem dafür bestimmten großen Blechbehälter aufgesammelt wurde und 400 Gallonen gutes, reines Trinkwasser lieferte. Jener Damper aber geriet dem Weibe so schlecht, daß er ungenießbar war, und man sich an dem Tage bloß mit Thee erquicken konnte. Von da an nahm Hey das Damper-Backen selbst in die Hand, und siehe da, es gelang. So lebte man die ersten zehn Tage fast nur von Thee und Damper; dann erst war ein Vorratshaus fertig, in welchem der mitgenommene Kochherd aufgesetzt, ordentliches Brot gebacken und auch andere Speise zubereitet, ja das Öffnen aller Kisten vorgenommen werden konnte. Schrecklich war die allererste Nacht an Land. Die Zimmerleute schliefen noch an Bord des „Dickie", so lange er in der Bucht lag, und der war 20 Minuten vom Ufer entfernt vor Anker gegangen, so daß man im Bedarfsfall von da keine Hilfe erwarten konnte. Wie weit man auf die zwei farbigen Polizeisoldaten bauen durfte, wußte man auch nicht. Hey und Ford waren die zwei ersten Weißen, die überhaupt hier an Land eine Nacht verbrachten; sie hatten die schon ausgeladenen Kisten zu einer Art Verschanzung zusammengeschoben und das für das Hausdach bestimmte Wellblech darüber gebreitet. Mit geladenen Gewehren lagen sie selbst dahinter im Sande und thaten kein Auge zu. Lästige Moskiten, kleine, sehr scharf stechende Mücken, hatten die am Tage nicht minder lästigen Fliegenschwärme abgelöst. Ihre Stiche verscheuchten den Schlummer, die Eingeborenen thaten es aber auch. Sie erhoben die ganze Nacht hindurch ein schauerliches Gebrüll und Geheul, das bald sich den beiden Weißen beängstigend näherte, bald sich wieder entfernte. Jeden Augenblick eines Überfalls gewärtig lagen die Fremdlinge wachend da. Doch der Hüter Israels schlief und schlummerte auch nicht, sondern hielt treulich Wacht über ihnen. Die ganzen ersten zehn Nächte kam gleichwohl kein Schlaf in Heys Augen; denn verhielten sich die Eingeborenen etwas

ruhiger, so war und blieb das Lager doch hart und ungewohnt und die Moskiten kannten kein Erbarmen. Nichtsdestoweniger stärkte ihn der HErr so, daß er den Tag über ein wirklich gerüttelt und geschüttelt Maß von Arbeit verrichten konnte. Hätte er sich doch in diesen ersten Wochen verdoppeln und verdreifachen mögen. Denn bald war er beim Hausbau, bald unten am Strande, bald auf dem Felde nötig, das urbar gemacht wurde. — Am zweiten Tage baute Hey eine Hütte

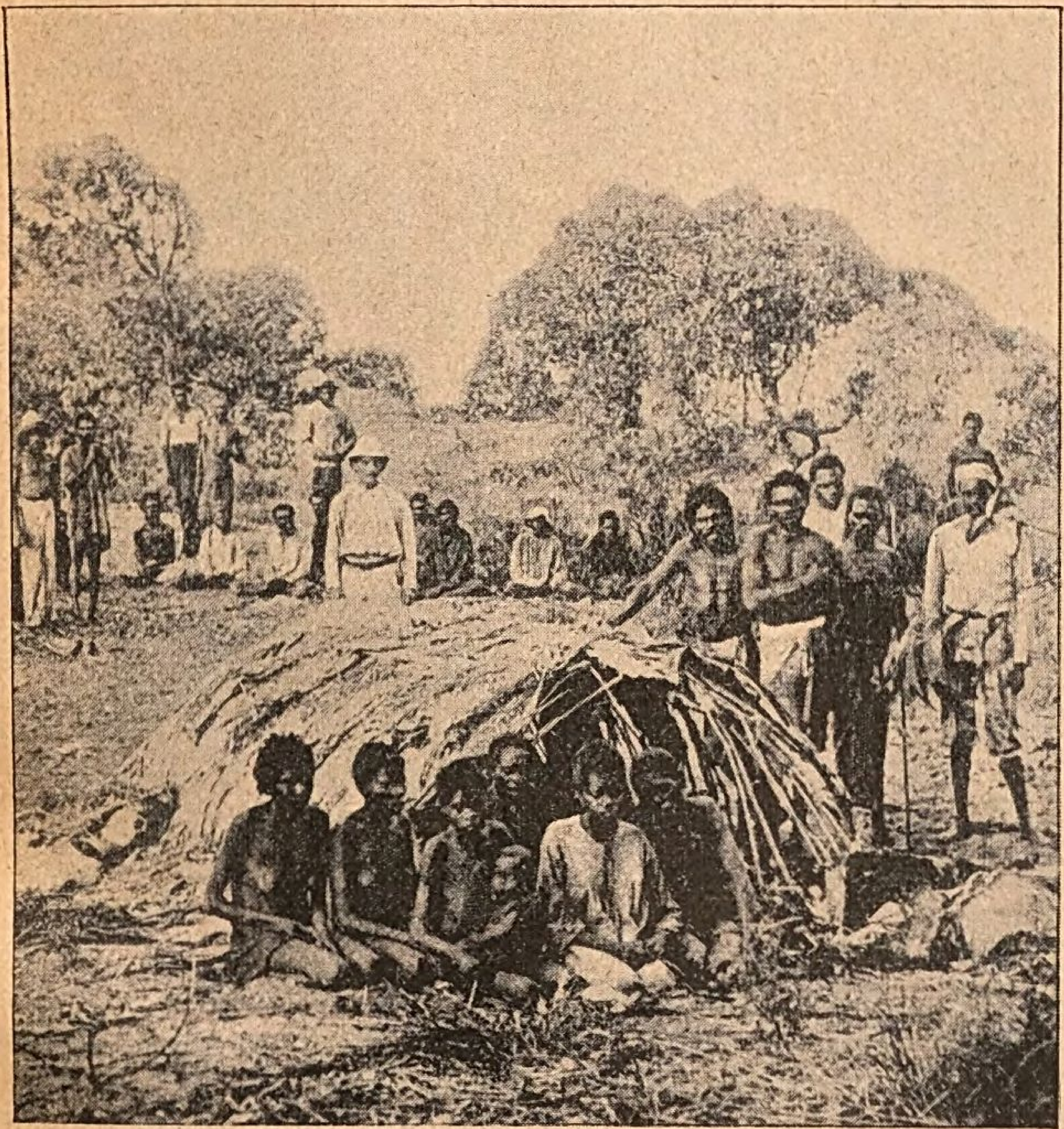


Die Eingeborenen als Bauarbeiter.

für den verheirateten Polizeisoldaten Kio wie dessen Weib und einen Stall für einen Hahn und sechs Hühner, welche ihm eine Dame in Cooktown geschenkt. Die aus ihrem engen Käfig befreiten Hühner fingen aus Dankbarkeit sofort an, Eier zu legen, eine dankenswerte Bereicherung des Speisezettels. Bei dem Fällen des zum Bau nötigen Holzes wie beim Aufführen dieser zwei Gebäude, halfen ihm wieder Eingeborene. Eingeborene halfen beim Urbarmachen von zehn Acre Land, das für Feldbau, und von zwei Acre, die für den Garten bestimmt wurden. Eingeborene halfen bei der Einzäunung des Gartenlandes wie beim Besäen und Bepflanzen desselben. Merkwürdig, daß diese arbeitsscheuen, nur an schläfriges Herumlungern oder zweckloses Herumstreichen gewöhnten Leute sich

dazu willig finden ließen! Woher kam das? Nun, einmal erhielten sie je nach dem Maß der Arbeit, die sie verrichtet, eine Art Lohn, in Mehl und Tabak bestehend. Dann aber war es die Geduld, die Freundlichkeit des Missionars, die sie anlockte. So etwas war ihnen bei Weißen noch nie vorgekommen. Kein herrisches Wesen, keine drohenden Geberden, keine Flüche, Schläge und Fußtritte, keine blitzenden Revolver! Machten sie etwas verkehrt, so zeigte er ihnen ruhig und gelassen ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal, wie sie die Sache anzugreifen hätten. Waren sie lässig bei der Arbeit, feierten und schwätzten, so winkte er ihnen nur freundlich. Liefen sie aus der Arbeit, blieben sie einen oder mehrere Tage weg, so grüßte er sie doch bei der Wiederkehr, als ob sie seine guten Freunde wären; denn er sprach sich aus, von Leuten, deren Lebensberuf bisher das Nichtsthun oder höchstens etwas Jagd und Fischfang gewesen, könne man für den Anfang nicht viel Ausdauer bei der Arbeit verlangen. Es war, kurz gesagt, eine gute Behandlung, welche diese Schwarzen zum erstenmal von einem Weißen erfuhren und welche sie veranlaßte, ihn mit ganz andern Augen anzusehen als seine übrigen Landsleute. Es war ferner die Gemeinsamkeit der Arbeit, welche um den Missionar und seine farbigen Helfershelfer ein gutes, festes Band der Kameradschaft leise zu wirken begann. Es war endlich der Segen Gottes, der auf den sich anknüpfenden Beziehungen ruhte. Jeden Morgen fing Hey nämlich mit einem Morgensegen für die gerade anwesenden Schwarzen das Tagewerk an. Freilich war das ein noch sehr unvollkommener, kinderhafter Gottesdienst, schon um der Sprache willen. Einzelne Worte der Eingeborenen, die er aufgeschnappt, wandte er an, vermischt mit einzelnen englischen Worten, welche von denen, die sie verstanden, den andern gedolmetscht wurden. Sehr langsam und so einfach wie möglich sprach der Missionar. Vieles, vielleicht das meiste begriffen die mit höheren Dingen zunächst völlig Unbekannten nicht. Aber sie sahen die Andacht und Ehrfurcht des Missionars. Das blieb nicht ohne Eindruck, und ihnen unbemerkt begann in ihrem Herzen außerdem noch eine Kraft leise zu wirken, die Kraft des Geistes Gottes. Denn sollte der erhöhte Heiland, welcher den Seinen ver-

heißen: Siehe, ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende — sollte er nicht neben seinem schwachen, stammelnden Diener gestanden und auch diese noch unwissenden und ungeberdigen Söhne der Wildnis gesegnet haben, denen sein Name hier zum erstenmal verkündigt wurde?!

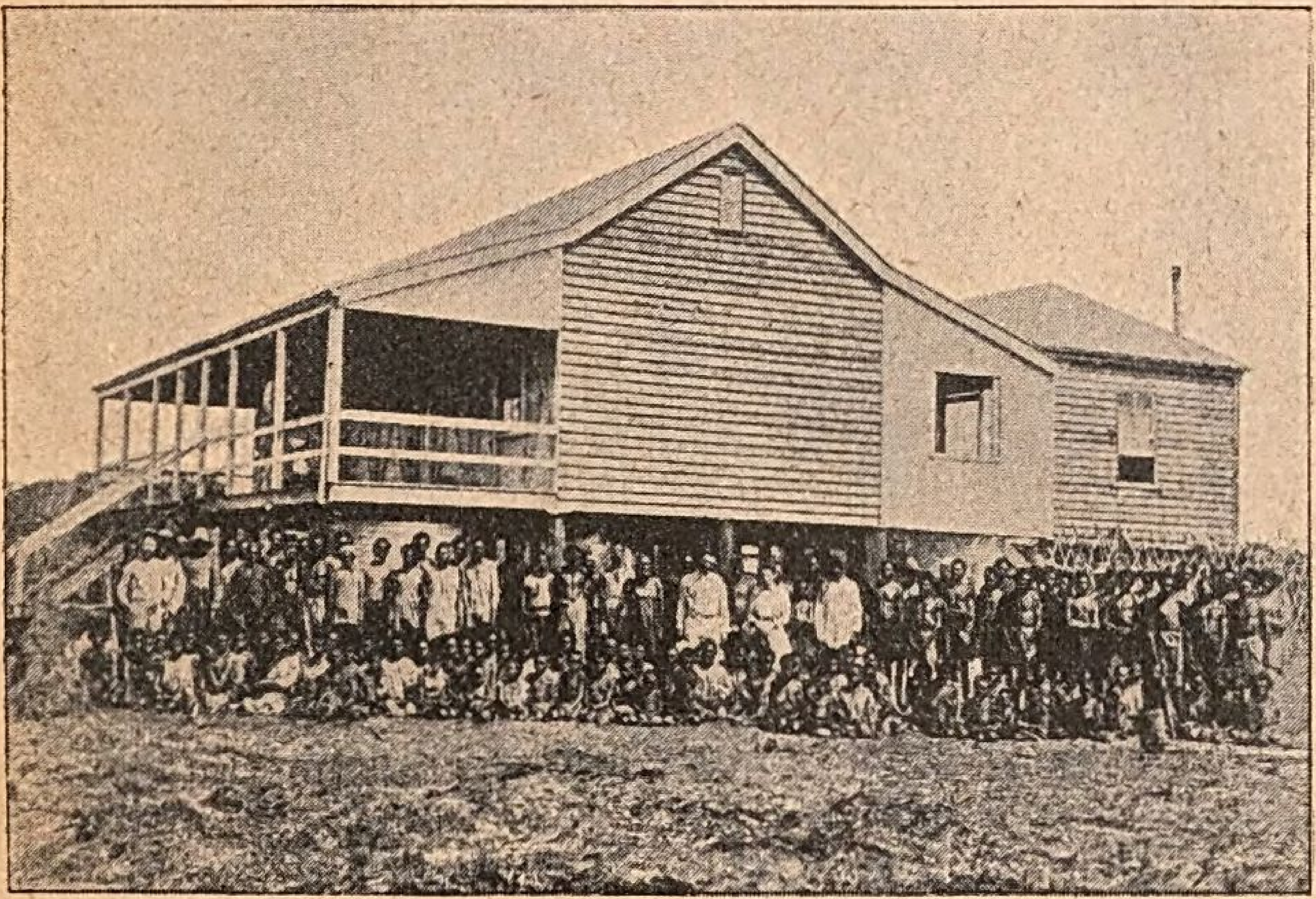


Im Eingeborenen-Lager (Camp) bei Mapoon.

Mit dieses allmächtigen Herrn Hilfe gelang Hey gleich in diesen ersten Wochen auch noch ein anderes, nämlich den Grund zu legen zu dem Vertrauensverhältnis, welches zwischen den Missionaren und den heimtückischen, menschenfresserischen Eingeborenen bis auf diesen Tag besteht; es gelang ihm, den Schwarzen klar zu machen, daß er wirklich

ihr Freund sei. Wie hat er das fertig gebracht? Nun, besonderer Kunstgriffe oder gar Zaubermittel hat er sich nicht bedient, sondern nur zweierlei hat er dazu nötig gehabt, Mut und Liebe. Dem Schutze Gottes sich empfehlend ging er in den ersten Tagen schon allein und unbewaffnet in das nächstgelegene Kamp oder Lager der Eingeborenen. Das ist an sich kein sonderlich anziehender Ort schon wegen des großen Mangels an Reinlichkeit, der bei den Schwarzen herrscht. Außerdem sind sie ein unstetes Wandervolk, das ähnlich wie die Zigeuner nirgends lange weilt, sondern beständig seine Wohnsitze ändert. So haben sie statt fester Häuser nur gebrechliche Hütten. Die australischen Bäume werfen, und zwar oft in Riesenstücken, ihre Rinde ab wie die Schlange ihre Haut. Eine Anzahl solcher Rindenstücke, über ein paar im Wald gefällte, junge Stämme gebreitet, geben ein schnell geschaffenes Obdach, das gegen die Strahlen der Sonne und die Fluten des Regens in der Regenzeit notdürftig Schutz gewährt, das aber wieder ganz zu verlassen eben nicht viel Abschiedsschmerz kostet. Als der Missionar im Kamp erschien, stürzten die Weiber und Kinder laut aufkreischend davon, um sich zu verstecken, während die Männer nach ihren Speeren griffen. Doch der Besucher trat furchtlos näher, reichte freundlich die Hand und unterhielt sich, meist nur durch Zeichen, eine Zeit lang, so gut es eben ging. Die Schwarzen verwunderten sich über ihn. Jeder andere Weiße ließ sich nur in Gesellschaft und bis an die Zähne bewaffnet bei ihnen sehen, dieser kam allein und ohne Waffen, offenbar sich nichts Böses versehend. Vertrauen weckt Vertrauen. Er war ganz in ihren Händen, aber sie thaten ihm nichts. Als er wieder aufbrach, hätten sie ihm mit Leichtigkeit 30—40 Speere in seinen Hey-Rücken jagen können und er wäre tot gewesen, ohne daß ein Hahn darnach gekräht haben würde. Sie krümmten ihm jedoch kein Haar. Den nächsten Tag kam er wieder. Die wieder davonfliehenden Kinder lockte er durch ein paar kleine Geschenke zurück, die er ihnen entgegenstreckte, und den zurückkehrenden Kindern folgten natürlich die Mütter. Wieder der gleiche freundliche Verkehr wie Tags zuvor! Doch was war mit jenem Manne, der nicht gehen konnte und augenscheinlich auf einem dürftigen Lager arge Schmerzen litt? Er hatte eine

Wunde am Fuß, Hey untersuchte sie, sie sah bedenklich genug aus, fast als ob sie brandig werden wollte. Wie arg war sie auch vernachlässigt, wie starrte der ganze Fuß und sein Besitzer von Schmutz! Der Missionar entfernte sich, deutete aber an, daß er wiederkommen werde, und kam wieder, mit allem Nötigen versehen. Er reinigte die Wunde, legt Charpie darauf, die er mit einer Salbe bestrichen, und verband den Fuß. Alle Tage erschien er nun und leistete dem Leidenden



Das Missionshaus in Mapoon.

den gleichen Dienst. Nach vier Wochen war der Fuß vollständig geheilt. Da war noch ein anderer Mann, der durch ein leichtes Unwohlsein verhindert, sich seinen Lebensunterhalt zu suchen, ganz von Kräften gekommen war und sich nicht mehr vom Lager erheben konnte. Ihm brachte der Missionar nun täglich zu essen mit, und bald stand der Halbverhungerte wieder stark und frisch auf seinen Füßen. Da war endlich ein armer kleiner Knabe ohne Eltern und ohne Namen. Hey nahm ihn mit sich, nannte ihn Willy, verfertigte ihm ein paar Hosen, ja wohl kein Meisterstück der Schneiderkunst, aber eben doch ihren Dienst verrichtende Hosen, gab ihm zu essen und lehrte ihn allerhand kleine Dienstleistungen. Seitdem

war das Bübchen sehr anhänglich an den Missionar und die übrigen Wilden wurden es nicht minder. Sie erfuhren von diesem Weißen eine Freundlichkeit und Barmherzigkeit, die ihnen noch kein anderer Weißer erwiesen, ja die unter einander zu üben sie in ihrer rohen Selbstsucht bisher noch nicht gelernt. Darum faßten sie Vertrauen und Zuneigung zu diesem weißen Manne. Denn auch das Herz der versunkensten Heiden ist irgendwo zugänglich für einen Strahl der wahren Liebe von oben, die alles hofft und alles glaubt. Wo aber diese Liebe erst die Riegel von den Herzen der Heiden geschoben, da wird mit der Zeit auch Rat dazu, daß sie sich den Strahlen der Liebe aufthun, die ihres eingeborenen Sohnes nicht verschonet hat.

Als zu Missionar Heys unbeschreiblicher Freude am 20. Dezember 1891 der „Albatros" ganz unerwartet in der Bucht erschien, beide Wards und sogar den Gouverneur John Douglas an Bord, da war schon ein hübscher Teil der allerersten, schwersten Anfangsarbeit verrichtet, wie viel auch noch davon ausstand. Freilich, Hey selbst sah so mager und geschwächt aus, daß ihn seine lieben Mitarbeiter zuerst nicht erkannten und dann sehr erschraken. Kurze Zeit darauf brach der sich nie genug Thuende auch wirklich zusammen, von heftigem Fieber ergriffen, um sich aber doch bald wieder einigermaßen zu erholen. Der Gouverneur sprach sich übrigens sehr erfreut und befriedigt aus über das, was geworden, und nahm, als er Tags darauf wieder abdampfte, die vier Zimmerleute mit; denn das Wohnhaus, das Vorratshaus und die Küche waren äußerlich fertig und unter Dach, so daß man der unmittelbar bevorstehenden Regenzeit mit Ruhe entgegensehen konnte. Auch Herr Ford und der eine Polizeisoldat verließen Mapoon, nur Kio mit seinem Weibe blieb als Arbeitshilfe zurück. Sicherheit und Leben der Missionare bedurfte der Läufe geladener Gewehre und Revolver nicht mehr zu ihrem Schutz.

3. Gute und böse Aussaat.

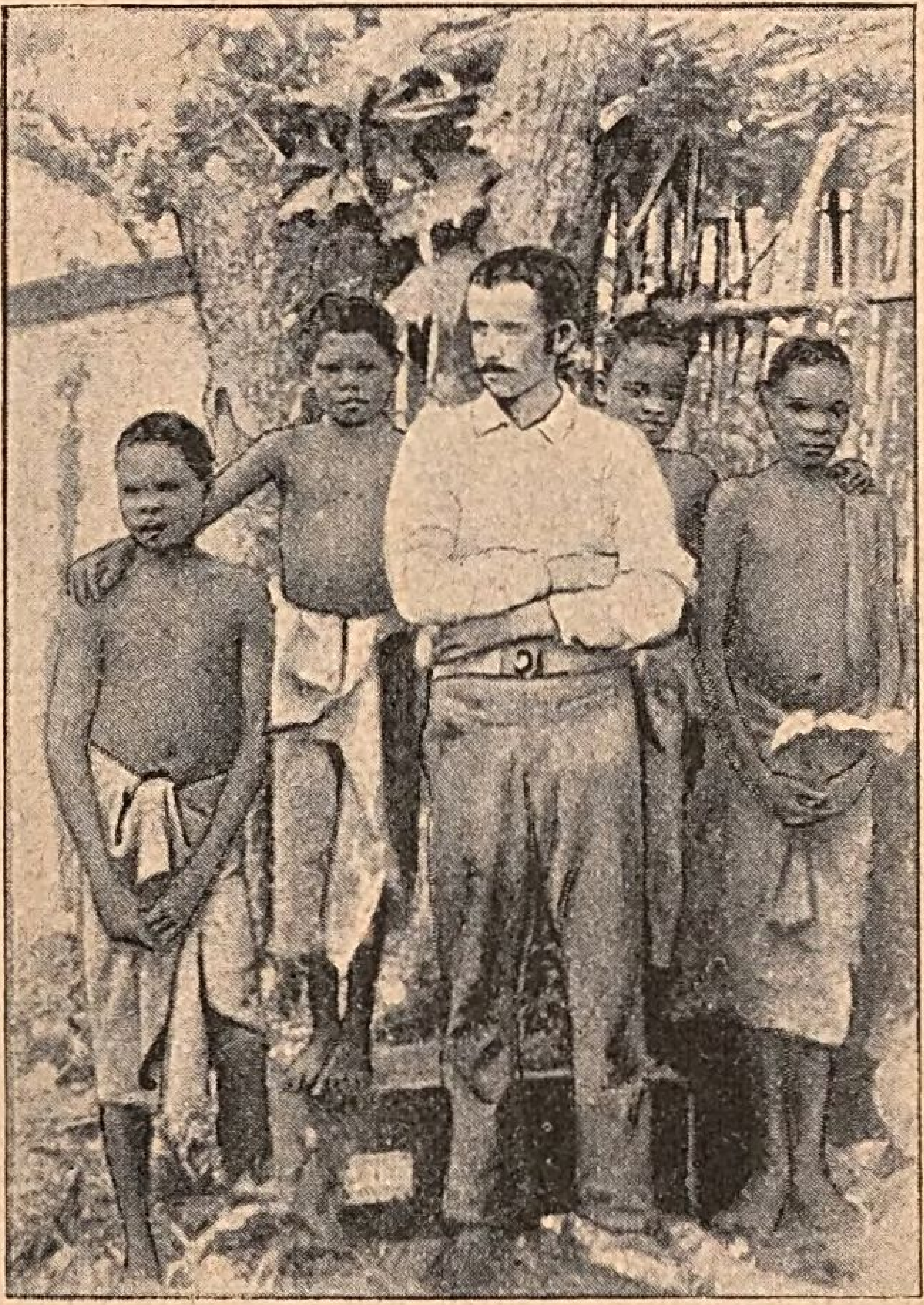
Ein Haus als Unterkunft, etwas Garten und, wenn es geht, auch etwas Feld muß ein Missionar schon haben, wenn er sich in der Wildnis niederläßt. Aber sein Herz hängt daran nicht, sondern trägt ein anderes, höheres Verlangen. Darum sei nur kurz erwähnt, daß in der nächsten Zeit von

den Sendboten eine Pforte für den Zaun am Haus, eine Brücke über ein Rinnsal, eine Schubkarre und ein Bootshaus angefertigt wurde für das Boot, das dem Fischfang, wie Besuchen bei ferner wohnenden Stämmen dienen sollte; daß im Garten Wege und Beete angelegt, Setzlinge von süßen Kartoffeln, Bananen, Kokuspalmen, Tannen, Linden gepflanzt und viele Sämereien ausgestreut wurden; daß die Eingeborenen hacken und graben halfen, Stangen und Brennholz für die Küche aus dem Walde herbeischafften, in leeren Mehlsäcken guten Boden für den Garten herbeitrugen, und angeschwemmte Stücke von Korallenbänken am Strand auflammelten, damit die Beete einzufassen. Um sie abzulohnen und zugleich an Arbeit zu gewöhnen, hatte die Regierung für den Monat 400 Mark ausgeworfen und in die Hände der Missionare gelegt, eine Summe, die jenen aber nicht bar in die Hand gegeben wurde (sie hätten nichts damit anfangen können), sondern die sie in Form von Mehl, etwas Tabak und wollenen Decken erhielten. Diese monatliche Gabe zeugte doch davon, daß die leitenden Männer der Provinz Queensland sich dessen erinnerten, daß die Schwarzen die ursprünglichen, eigentlichen Herren des Landes gewesen, und daß man darum doch etwas für sie thun müsse.

Wonach ein Missionar sich jedoch eigentlich sehnt, das ist die Ausführung der Absicht, von der äußeren Arbeit zur inneren, zur Verkündigung des Evangeliums, ja überhaupt zu einer Bekämpfung des Bösen und zur Beförderung des Guten unter den Heiden fortschreiten zu können. Auf ein sehr großes Hindernis, das den beiden Sendboten dabei im Wege stand, und das wir bereits erwähnt haben, müssen wir indes noch einmal zurückkommen, die Scheidewand der Sprache. Jeder Missionar, der bei einem heidnischen Volke etwas ausrichten will, muß die Sprache desselben können, muß ihm in der Muttersprache desselben vom Heiland erzählen. Eine solche fremde Sprache zu erlernen, ist indes keine Kleinigkeit, vollends wenn von ihr noch keine Sprachlehre und kein Wörterbuch vorhanden ist; es erfordert das sehr viel Zeit und Mühe. Die Missionare Hey und Ward scheuten gleichwohl davor nicht zurück; wenn sie aber nur gewußt hätten, welche Sprache sie sich zu eigen machen sollten! Jeder einzelne der zahl-

reichen Stämme von Eingeborenen spricht seine eigene Mundart und die ist häufig so verschieden von der anderer, daß sich die Angehörigen verschiedener Stämme oft nur mühsam oder aber gar nicht mit einander verständigen können. Schon um Mapoon herum wohnen verschiedene Stämme mit verschiedenen Sprachen. So blieb den Missionaren gar nichts anderes übrig, als sich auf der einen Seite so viel von den fremden Sprachen anzueignen, wie sie vermochten, den Eingeborenen aber allmählich auch möglichst viel englisch beizubringen. Das war auch insofern kein Schade, als die Schwarzen nur in dieser Sprache sich mit Weißen verständigen können, mit denen sie in Berührung kommen, und als es nur eine Frage der Zeit ist, daß die Weißen das ganze Land nicht bloß ihr eigen nennen, sondern wirklich besetzen. So gut es nun eben ging — und im Anfang ging's nicht gut, sondern schlecht — wurde der tägliche Morgensegen mit den zur Arbeit Erscheinenden fortgesetzt. Missionar Ward begann dann aber auch, Sonntag und Donnerstag in dem nächstgelegenen Kamp einen regelmäßigen Gottesdienst abzuhalten, dem die Eingeborenen von vornherein mit einer gewissen Ehrfurcht beiwohnten. Einige Zeit darauf eröffnete er auch eine Schule mit sechs Mädchen, vier Knaben und einen Mann. Aber von Stillesitzen, Ordnung, Zucht und Regelmäßigkeit im Schulbesuch hatten diese Kinder der Wildnis keine blasse Ahnung, und etwa mit Entschiedenheit oder gar Strenge aufzutreten, daran war gar kein Gedanke. Ward mußte ja froh und dankbar sein, wenn sie überhaupt zu kommen beliebten. So war ein sehr großer Behälter voll Geduld und Freundlichkeit nötig, wenn nicht der Lehrer in Verzweiflung geraten und auch auf und davon laufen sollte; nur ganz, ganz langsam ging es vorwärts. Als jedoch eine längere Zeit verstrichen war, zeigten sich — nicht etwa gleich hohe, fruchttragende Bäume — aber doch hie und da die winzigen Spitzen einzelner kleiner, grüner Keimlein, die aus dem schwarzen Erdreich hervorlugten. Frau Ward hatte einmal vier Knaben ein Büchlein gezeigt, das Missionar Hey gehörte. In demselben gab es Bilder. Ein Bild stellte ein verdorbenes, unreines Herz dar, mit seinen sündlichen Neigungen und seinem Unfrieden. Auf einem andern Bilde war ein reines Herz zu sehen, mit seinem

Frieden und den guten Früchten, welche der Geist Gottes darin zeitigte. Auf einen der vier, den kleinen, an sich sehr wilden Barry, machten diese Bilder einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Wenn Missionar Ward dann im Religionsunterricht vom lieben Heiland sprach, seine Liebe auch zu den Kindern schilderte und wie gern er ihre Herzen als Gabe annehmen und dann in reine Herzen verwandeln wolle, da war Barry stets tief bewegt, ja manchmal glitten gar ein paar Thränen, die er aus Verlegenheit schnell zu verbergen suchte, aus seinen Augen über die Wangen herab. Auch ein älterer Knabe verriet die ersten Spuren einer erfreulichen Empfänglichkeit, ja ein junger Mann bezeugte in gebrochenem Englisch, wörtlich übersetzt: „Mich denken, Missionars Gerede mir thun gut!“ (Ich denke, die Worte des Missionars thun mir gut). Das alles waren, wie gesagt, noch keine Blüten, noch keine Früchte, sondern nur schwache, beginnende Keimlein, die aber doch unerläßlich sind, wenn Blüten und Früchte folgen sollen.

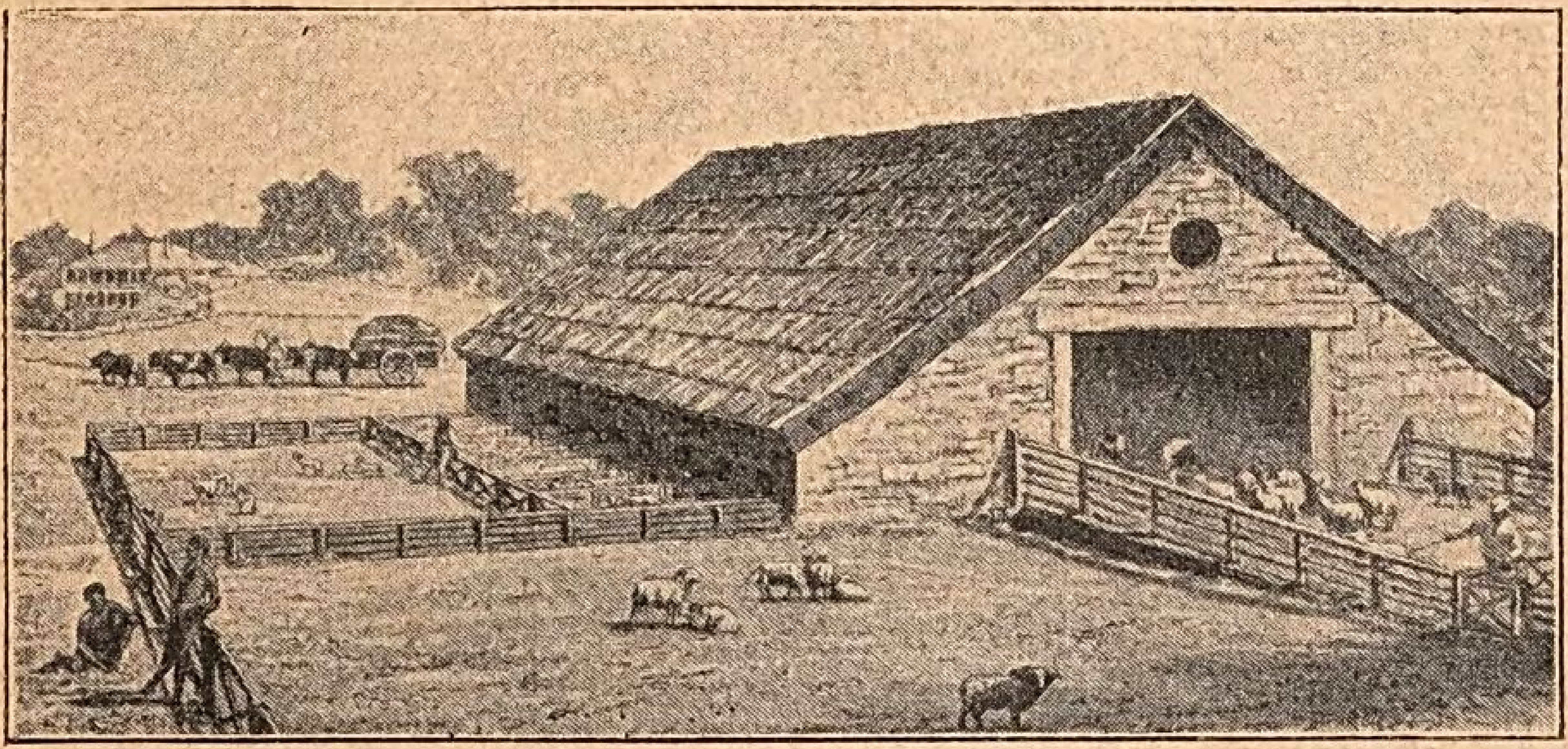


Missionar Hey und vier Waisenknaben von Mapoon.

Indes nicht bloß guten Samen auszustreuen, sondern auch Unkraut auszurotten, das Böse zu bekämpfen, ja in den Heiden erst Erkenntnis der Sünde wecken zu helfen, ist Aufgabe der Missionare, und die in Mapoon angestellten hatten

das zu üben mehr Gelegenheit, als ihnen lieb war. Hören wir ein Beispiel! Eines Sonntags (es war am 28. Februar 1892) meldete ein Schüler Wards ganz verstohlen seinem Lehrer, im Kamp finde ein Kampf statt; Toby, ein kleiner, streitsüchtiger Mann, habe erst ein erwachsenes Mädchen mit einem Speer gestochen und dann hätten alle Männer zu den Waffen gegriffen? Wuterhitzten Schwarzen auch nur auf Speerwurfsweite zu nahen, ist ein Wagestück. Missionar Ward wußte das sehr wohl, aber er empfahl sich dem Schutz seines Gottes und ging nach dem Kamp. Sobald die Kämpfenden seiner ansichtig wurden, stellten sie das Fechten ein, so viel Respekt hatten sie schon vor den Missionaren. Ward nahm nun ein Verhör vor und stellte folgendes fest: Ein Schwarzer Namens Telfon hatte Tobys Dingo mit dem Speer verwundet, aber nicht getötet. Die Dingo sind die halbwilden, häßlichen Hunde der Eingeborenen, die einzigen Haustiere, welche sie besitzen und hegen. Toby beschloß die Verwundung seines Dingo an Telfon zu rächen. Aber wie denn? Telfon besaß ja keinen Dingo. Nun, dann hatte er ja eine Schwester, die Frau eines gewissen Doogan. An sie hielt sich Toby und verwundete wirklich mit seinem dreispitzigen Speer das arme unschuldige Wesen dreimal am Arm und am Rücken. Das aber hatte das Zeichen zu einem ganz allgemeinen Kampf gegeben, indem ein Teil der Männer sich auf Tobys, ein anderer sich auf Telfons Seite schlug. Als der Missionar dies festgestellt, nahm er, als ob er's mit nichtsnutzigen Knaben zu thun gehabt, die sich mit ihren Spazierstöcken geprügelt, erst dem ihm zunächst stehenden Telfon den Speer weg, dann ging er auf Toby zu und entwaffnete auch ihn. Sie ließen den Missionar gewähren, ohne ihm Widerstand zu leisten, während die übrigen Schwarzen zwar verwundert, aber unthätig zusahen. Darauf hielt Ward eine Art von kurzer Ansprache, so gut es eben mit der Sprache ging, vornehmlich an die beiden Kampfhähne, aber zugleich auch an alle Anwesenden. Er sagte ihnen, daß etwas sehr Häßliches und Schlechtes eben in ihrer Mitte passiert wäre. Er warf ihnen ihre Heftigkeit und Rachsucht vor, welche den ganzen Kampf hervorgerufen. Er erklärte ihnen, solche Gefühle und Gedanken im Herzen gegen seinen Nächsten zu hegen,

das sei Sünde, und die Sünde sei ein Greuel vor Gott, sie betrübe den Herrn Jesus, der für unsere Sünde gestorben. Aus Liebe zu ihm sollten sie solche böse Dinge unterlassen! Als er geendet, untersuchte er die Wunden des übel zugerichteten Weibes, und gab ihr und ihrem Manne zu verstehen, sie möchten ihm ins Missionshaus folgen. Ein freundlicher Gruß an die Zurückbleibenden und die drei gingen ab. Da kam Toby noch gelaufen und überreichte Ward aus freien Stücken den Speer, mit welchem er das Unheil angerichtet. Im Missionshaus konnte nun Frau Ward die Angst, die sie



Wollschuppen und Wohnhaus auf einer großen australischen Schaf-Farm.

inzwischen um das Leben ihres Mannes ausgehalten, über der Wundbehandlung und Pflege vergessen, die sie dem zitternden armen Weibe angedeihen ließ. Das einer der unzähligen Fälle, in denen die Missionare zwischen den jähzornig aufbrausenden, rachsüchtigen Schwarzen zu schlichten. wie die Verwundeten wieder zusammenzuflicken und zu heilen hatten! Die Füße der Heiden sind eilend, Blut zu vergießen. Selbst Mord und Totschlag kam öfters vor, ehe die Friedensboten auf dem Plan erscheinen konnten; ihnen selbst aber ist nie ein Haar gekrümmt worden.

Zeigen sich die Eingeborenen in ihrem Heidentum so als ihre eigenen Feinde, so giebt es außerdem aber noch andere auswärtige Feinde, die auf ihr Verderben lauern. Woher kommen die? Nun, die Antwort muß etwas umständlich ausfallen. Es sind die Wogen des Meerbusens von Carpentaria, welche die Westküste der Halbinsel Cap York und

also auch die Gestade von Mapoon bespülen. Im Schoße der Tiefen dieses Meerbusens hausen sehr gesuchte, große Schildkröten und noch weit höher geschätzte Muscheln, welche kostbare Perlen enthalten. Diese Schätze des Meeres zu heben, ist eine beträchtliche Anzahl Fischer beflissen. In Port Kennedy auf Thursday Island findet der Verkauf der Beute, wie die Ablöhnung der Mannschaft, ja auch die Anwerbung derselben und die Verproviantierung der Schoner statt. Weiße beschäftigen sich nur ausnahmsweise mit diesem Erwerbszweig; Kapitäne und Mannschaften bestehen vielmehr fast ausschließlich aus hellbraunen, muhamedanischen Malayen, durchtriebenen Leuten, die zu allem Bösen fähig sind. Sie suchen nun mit besonderer Vorliebe durch List und Gewalt unwissende, arme Schwarze an Bord ihrer Fahrzeuge zu bringen, junge Männer und Knaben sowohl, als junge Mädchen und Frauen. Die unglücklichen Eingeborenen, welche sich von jenen immer wieder überlisten lassen, werden aber bei harter Arbeit schlecht gehalten, müssen unablässig in die Tiefe tauchen, die dort verborgenen Schätze heraufzuholen, wozu sie sich sehr anstellig zeigen, erhalten einen ganz geringen Lohn, um den sie bei ihrer Unerfahrenheit sogar häufig ganz betrogen werden, und sind gezwungen, namentlich ihrem weiblichen Teile nach, sich zu Schändlichkeiten herzugeben, die man nicht in die Feder nehmen mag. Viele von ihnen kehren nach einem halben Jahr, einem Jahr mit gebrochener Gesundheit und sittlich ganz zu Grunde gerichtet zurück, meist den Keim der Schwindsucht in sich tragend. Mit diesen bösen Perlenfischern haben die Missionare von Mapoon ihren Pflegebefohlenen zulieb manchen harten Strauß bestehen müssen, wie die weitere Geschichte der Station zeigt. Die erste Bekanntschaft dieser Unholde machte man schon kurze Zeit nach Gründung der Niederlassung. Am 24. Februar 1892 lief ein Schoner in die Bucht ein und ging in der Nähe des nördlichen Ufers derselben vor Anker. Ein Kanu mit Eingeborenen fuhr hin zu ihm. Später stattete der malayische Kapitän dem Missionshaus auf dem südlichen Ufer einen Besuch ab. Er benahm sich recht höflich, bat, sich Leute für seine Dienste werben zu dürfen, und erzählte, daß sich zwei Eingeborene bereits verpflichtet hätten ihm zu folgen. Über einen von diesen be-

klagte er sich jedoch gleichzeitig bitter, da derselbe schon etwas Mehl und Tabak als Handgeld angenommen habe, aber nun nicht mitgehen wolle. Der Beschuldigte hatte sich auch im Missionshaus eingefunden, verharrte indes bei seiner Weigerung und behauptete, jene Gaben an Mehl und Tabak als ein freies Geschenk empfangen, aber nicht für ein ihn verpflichtendes Handgeld angesehen zu haben. Der Kapitän geberdete sich sehr aufgebracht hierüber. Doch die Missionare erklärten ihm: „Wir geben Mehl und Tabak, soll es Lohn „für geleistete Arbeit sein, nie her, ehe die Arbeit wirklich „gethan ist. So ist's in der ganzen Welt der Brauch. Haben „Sie's aber anders gemeint oder hat der Schwarze Sie hintergangen, so machen Sie es wie wir in solchen Fällen. Lachen „Sie darüber und tragen Sie es!“ Brummend zog der Kapitän ab. Hätte es keine Missionare in Mapoon gegeben, so würde er ganz einfach, den geladenen Revolver in der Hand, jenen Eingeborenen gezwungen haben, ihm zu folgen. Ein Mädchen aus dem Kamp in seine Gewalt zu bekommen, und mitzunehmen, wie er beabsichtigte, gelang ihm auch nicht; so hörte man nachher im Missionshaus. Man erfuhr dort aber auch, wenn schon leider erst nach Abfahrt des Schoners, daß der Kapitän in dem Kamp auf dem nördlichen Ufer seinen Zweck erreicht. Für Tabak hatte dort ein Bruder seine eigene Schwester an den Bösewicht verkauft. Ward fuhr hin in das Kamp und sagte seinen Bewohnern, namentlich dem treulosen Bruder, gründlich die Wahrheit, bedrohte sie auch mit der Ungnade und Strafe des Gouverneurs John Douglas. Diese erste Berührung mit den Seelenkäufern brachte den Missionaren indes noch eine ungeahnte Freude ein. Der pünktlichste und fleißigste, kaum je einen Tag fehlende unter ihren Arbeitern war ein gewisser Häuptling Cook, das Oberhaupt eines fünf Meilen entfernt wohnenden Stammes. Ohne ein Wort zu sagen, war er plötzlich an jenem Tage verschwunden, an dem der Perlenfischer von Mapoon wieder absegelte. Sechs Tage später erschien er indes wieder und erzählte. Von böser Ahnung getrieben war er nämlich zu seinem Stamme geeilt, der auch an der Küste hauste. Und richtig, jener Kapitän landete auch dort und suchte mit vorgehaltenem Revolver die Eingeborenen seinen Wünschen will-

fähig zu machen. Da trat Cook vor und sagte in gebrochenem Englisch: „Wir gehören Missionar! Mich sagen Missionar „und Missionar Sie fangen nach und nach!“ (Er meinte: Ich werde es den Missionaren sagen und die werden Sie sogleich gefangen nehmen). Diese Worte wirkten wie ein Zaubermittel auf den Kapitän, er gab augenblicklich seine drohende Haltung auf und überredete nun nur auf gütlichem Wege zwei Eingeborene, ihm ebenfalls zu folgen. Als er jedoch noch ein Mädchen mitnehmen wollte, trat Cook wieder vor und rief: „Missionar fängt Sie!“ Da stand der Kapitän von seinem Vorhaben ab und begab sich wieder an Bord. Hätte diese kleine Begebenheit die Missionare nicht freuen sollen? Sie erkannten doch daraus, daß sie selbst in den Augen der Schwarzen schon als deren wirkliche Freunde und Beschützer dastanden; sie erkannten aber auch, daß den Schwarzen ein Licht aufzugehen anfing über das Unwürdige und Schändliche des Dienstes an Bord der Perlenfischerschoner.

4. Ein feste Burg ist unser Gott.

Rastlos, unermüdlich, ja oft über Vermögen arbeiteten die Missionare in Mapoon, um das begonnene Werk zu fördern und weiterzuführen. Alles, was dazu dienen konnte, thaten sie. So brachten sie es dahin, daß schon am 24. November 1892 die Einweihung eines zur Kirche und zum Schullokal bestimmten Gebäudes stattfinden konnte. Darunter dürft Ihr Euch nun aber freilich keinen geräumigen, stolzen Dom vorstellen. Nein, nur 35 Fuß lang und 25 Fuß breit war der Bau. Aus Rücksicht auf die Überschwemmungen der Regenzeit ruhte er auf Pfählen. Das Dach bestand aus Wellblech, das Balkenwerk aus Mangroveholz. Missionar Hey hatte die Stämme zu den Balken 3/4 Stunden weit vom Missionshaus an einem Sumpfe gefällt und mit Hilfe von Schwarzen an Ort und Stelle geschafft, behauen, aufgerichtet und zusammengefügt. Die Zwischenräume zwischen dem Gebälk füllte man mit Flechtwerk aus starken Zweigen aus, das man nachher mit Lehm bewarf; so waren die Wände hergestellt worden, die nur an jeder Längsseite 3 Öffnungen für die Fenster und in jedem Giebel je eine Thüröffnung enthielten. Die Ritzen zwischen den Balken des Fußbodens und

die Unebenheiten desselben hatte man durch Anwendung unzähliger kleiner Holzstücke beseitigt und darüber dann auch eine Schicht sich bald erhärtenden Lehmes gebreitet. Korallen aus dem Meer, die sehr kalkhaltig sind, gaben gebrannt, gelöscht und mit Sand vermischt, einen festen und leidlich weißen Mörtel ab, mit welchem die Wände des Baues auswendig und inwendig bestrichen wurden. So kam das erste Kirchlein in der Wildnis zustande. Bei uns zu Lande giebt's auch



Der Bau des ersten Kirchen- und Schullokals in Mapoon.

einzelne Dorfkirchen, die klein und nicht grade schön sind. In der Heidenwelt muß man sich aber vollends nach der Decke strecken, muß Einfachheit und Sparsamkeit walten lassen. Dazu gehört auch, daß zuerst ein und dasselbe Gebäude sowohl den Zwecken der Kirche wie der Schule dienen muß. Wächst dann mit der Zeit unter Gottes Segen die Zahl der Christen, so errichtet man eine eigene, größere Kirche und überläßt die zuerst erbaute ausschließlich der Schule. Auf diese Weise gedachten es auch die Missionare in Mapoon zu halten.

Was dem Werke in Mapoon weiter zur Förderung diente, war der Umstand, daß ungefähr gleichzeitig mit der Einweihung der neuen Kirche noch eine neue Hilfskraft sich einstellte.

Damit hing es so zusammen: Missionar Hey hatte sich noch in England, ehe er nach Australien ging, mit der jüngeren Schwester von Frau Ward verlobt. Seine Braut kam nun ihrem Bräutigam nachgereist. In Thursday-Island fand den 5. Dezember 1892 die Trauung des jungen Paares statt, nicht, wie man hätte denken können, in Mapoon selbst. Der Gouverneur John Douglas wünschte das sehr dringend so; er ließ es sich auch nicht nehmen, eine sehr hübsche Hochzeitsfeier im Regierungsgebäude zu veranstalten, er wollte so gern, wie er es aussprach, Vaterstelle bei den Neuvermählten vertreten. Das aber konnte er nicht hindern, trotz all' seines freundlichen Widerstandes, daß jene schon Tags darauf nach Mapoon abreisten. Einmal sehnte Frau Hey sich natürlich darnach, Schwester und Schwager bald wiederzusehen. Dann aber war sie und ihr Mann nur von dem einen Triebe beseelt: An die Arbeit, an die Arbeit! Denn dem Herrn Jesus an diesen Schwarzen, den verkommensten ihrer Brüder und Schwestern, zu dienen, dazu hatten sie sich mit einander verbunden.

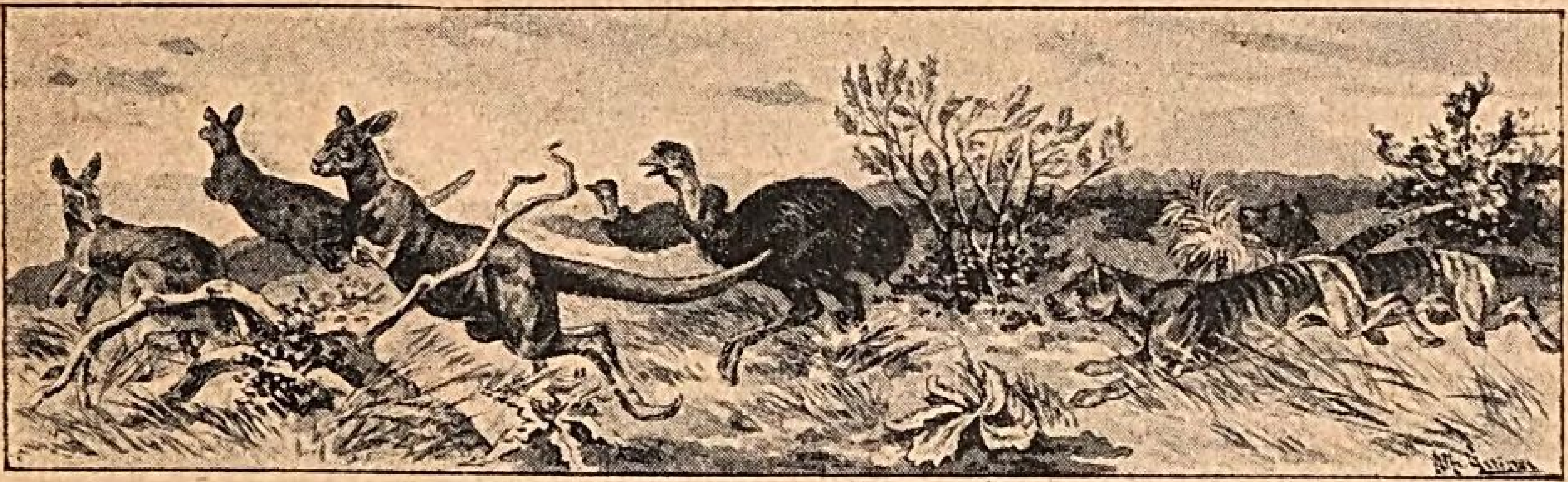
Gab es nun aber in Mapoon eine Kirche und Schule, gab es 4 brave, treue, eifrige und fromme Missionsleute, gab es Gottesdienste und Schulunterricht, so hätten wohl, möchte man denken, die Herren und Frauen Schwarze sich nicht lang zu besinnen brauchen, sondern mit dem Christ werden, sich bekehren und taufen lassen, einen hübschen Anfang machen können. Doch dem war nicht so, im Gegenteil die Missionsarbeit war eine sehr mühsame und viel Geduld erfordernde, sie ging sehr langsam von statten. Warum? Nun, es hatte das sehr verschiedene Gründe. Wohl gab es, wir hatten das schon früher gesehen, unter den Eingeborenen eine ganze Anzahl, auf welche die Predigt vom Herrn Jesus und von seiner Liebe zu den Sündern sehr bald einen tieferen Eindruck gemacht hatte. Aber diese Leute erkannten auch bald — und die Missionare sagten's ihnen ebenfalls deutlich genug — daß sie ihren Sinn ändern, daß sie ihrem Sündenleben nach väterlicher Weise den Abschied geben müßten, wenn sie Christen werden wollten. Aber eben gerade damit ging's ihnen so, wie es leider auch vielen Menschen in der Christenheit geht. Dazu konnten sie sich nicht entschließen, die Sünde besaß noch

eine zu große Macht über sie, sie hatten die Sünde noch zu lieb. So fehlte dem hoffnungsvollen Anfang ein gedeihlicher Fortgang. Einer unter ihnen statt Vieler sprach es einmal ganz offen aus. Aufgefordert, sein Herz dem Herrn Jesus hinzugeben, antwortete er: „Ich will es ihm ein wenig hingeben!“ Darauf erwiderte Missionar Ward: „Nein, das „geht nicht, das ist nicht recht. Der Herr Jesus kann keine „Halbheit und Halbherzigkeit dulden, er will das Herz ganz „und ungeteilt besitzen.“ Da erklärte der Schwarze: „Dann „will ich noch ein Weilchen warten, bis ich ihm das Herz „hingebe; ich will erst noch eine zeitlang so leben wie bisher!“ Ein anderes Hindernis, das der Missionsarbeit sehr im Wege stand, war die Gewöhnung der Eingeborenen an ein unstetes Wanderleben. Sie lieben die Veränderung, ja die Sorge für das tägliche Brot zwingt sie beinahe zum Wandern. Ihr tägliches Brot, nicht unbedingt lecker und einladend, besteht in Schnecken, Raupen, Eidechsen, Schlangen, Fischen, Vögeln, Eichhörnchen, Känguruhs und vor allem in den Wurzeln gewisser Pflanzen und Sträucher. Haben nun ein paar hundert Menschen tagtäglich eine Gegend nach diesen Dingen abgesucht, so geht der Vorrat rasch zu Ende, vollends während der wenig ergiebigen Regenzeit vom Dezember bis März, April. Da stehen nur zwei Wege offen. Entweder bricht der ganze Stamm auf und sucht einen andern Platz, den er abweiden und abjagen kann. Denn von den Missionaren zu verlangen, daß sie die große Schar durchfüttern sollten, wäre unbillig, ja unrecht. Das hieße die ohnehin trägen Eingeborenen an ein völliges Faulenzerleben gewöhnen. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Und wo hätten die Missionare die nötigen Vorräte hernehmen sollen? Das von der Regierung gelieferte Mehl sollte und konnte nur eine Art Beihülfe zum Unterhalt der Schwarzen sein, und hatte außerdem die Bestimmung, als Lohn für geleistete Arbeit verabfolgt zu werden, eben um sie an Feld- und Garten-Arbeit zu gewöhnen. Diese Arbeit schmeckte außerdem im Anfang vielen Schwarzen nicht gut, sie reichte auch nicht zu für alle und erlitt vollends in der Regenzeit eine bedeutende Einschränkung. So kam es, daß von Zeit zu Zeit, für länger oder kürzer, ein großer Teil der Eingeborenen um Mapoon verschwand

und daß dann nur für die wenigen Zurückbleibenden noch an Schulunterricht und Gottesdienst zu denken war. — Der andere Ausweg, um sich den nötigen Unterhalt zu verschaffen, bestand darin, daß ein Teil der Leute sich an die Perlenfischer vermietete, welche in dem Busen von Carpentaria ihr Wesen trieben. Wir haben diese Perlen- und Schildkrötenfischer schon ein wenig kennen gelernt. Es gab unter ihnen einige heruntergekommene Weiße, die meisten waren jedoch muhamedanische Malayen, römisch-katholische Manillaleute, auch Bewohner von Neu-Guinea und andern Inseln der Südsee, selbst vereinzelte Japanesen. Sie behandelten die als Matrosen oder Taucher an Bord ihrer Fahrzeuge gelockten schwarzen Jünglinge und Männer oft sehr schlecht und hielten ihnen ihre Versprechungen nicht, sondern betrogen sie um den ausbedungenen Lohn und behielten sie länger an Bord, als ursprünglich ausgemacht war. Aber auch an Bord der Schiffe, deren Kapitäne aus Klugheit den Eingeborenen das zukommen ließen, was ihnen gebührte, sahen und hörten die Eingeborenen nur Schlechtes. Alle ohne Ausnahme kehrten verdorbener und böser von den Perlenfischerböten zurück. Ja gegen die mitfahrenden schwarzen Mädchen und Frauen erlaubten sich die Kapitäne wie die Besatzung jener Fahrzeuge die allergrößten Schändlichkeiten. Und nicht genug damit, auch in der Nähe von Mapoon wurde das böse Treiben fortgesetzt. Die Schiffe gingen in der Bucht Port Musgrave vor Anker, Kapitän und Mannschaft kamen ans Land und gaben den schwarzen Männern etwas Mehl und vor allem Tabak. Dafür lieferten dann die Schwarzen ihre Frauen, Töchter, Schwestern an jene aus und ließen es willig geschehen, daß die armen von jenen auf das empörendste behandelt wurden.

Der schlechte Einfluß, welchen die Perlenfischer zu Wasser wie zu Lande ausübten, drückte die Eingeborenen auf eine viel tiefere Stufe der Verkommenheit herunter und bildete ein Haupthindernis der Missionsarbeit.

Diesem Hindernis mußte entgegengetreten, diesem Unwesen mußte gesteuert und ein Riegel vorgeschoben werden, so weit sich das eben überhaupt thun ließ. Und in der That, daran ließen es die Missionare nicht fehlen. Einmal redeten sie den schwarzen Männern ins Gewissen. Dann straften sie mit



Känguruh und Emu fliehen vor jagenden Wolfshunden (Dingos).

scharfen, furchtlosen Worten die Perlenfischer selber, sobald dieselben nach Mapoon kamen und dort Böses treiben wollten. Endlich aber berichteten sie an den Gouverneur John Douglas über diese ganzen traurigen Zustände und baten ihn, daß er, so weit das durch obrigkeitliche Verordnungen möglich, Wandel schaffen möge. Der Gouverneur ging bereitwillig auf diese Bitte ein und traf einige sehr nützliche Maßregeln. In Port Kennedy, dem Hafen von Thursday-Island, konnten die Perlenfischer allein ihre Perlen und Schildkröten veräußern; dort nur konnten sie den nötigen Proviant kaufen für ihre kürzeren oder längeren Fahrten; dort pflegten die Kapitäne einen Teil oder die ganze Besatzung ihrer Fahrzeuge anzuwerben. Es wurde nun die Verfügung erlassen, daß sie, wenn sie Schwarze mit an Bord genommen hätten, auch mit diesen erst nach Thursday-Island kommen und dort in Gegenwart eines Beamten einen schriftlichen Arbeitsvertrag mit denselben abschließen müßten. Eine Abschrift des Vertrags behielt der Beamte. Er sah darauf, daß darin den Schwarzen ein bestimmter Lohn (gewöhnlich zehn Mark im Monat), einige Kleidungsstücke und ausreichende gute Kost zugesichert wurde. Auf länger als höchstens ein Jahr durfte der Vertrag nicht abgeschlossen werden. Außerdem wurde es den Kapitänen nicht erlaubt, die von ihnen gemieteten Schwarzen nach Ablauf der ausbedungenen Zeit irgendwo beliebig an der Küste an's Land zu setzen, sondern sie mußten mit ihnen wieder nach Thursday-Island kommen, dort wurde von jenem Beamten erst untersucht, ob alle Bestimmungen des Arbeitsvertrages pünktlich und treu eingehalten worden, oder ob die Schwarzen gegründeten Anlaß zur Klage hätten. Außerdem

wurde das Gebot erlassen, keine schwarze Frau dürfe von einem Perlenfischer an Bord genommen werden, es sei denn, daß zu gleicher Zeit auch ihr Mann mit an Bord käme. Strenge Strafen wurden denen angedroht, welche diese Gesetzesbestimmungen übertreten sollten. Endlich fuhr ein Regierungsdampfer auf dem Busen von Carpentaria umher, untersuchte die Perlenfischerböte und prüfte, ob alle nötigen Arbeitsverträge überhaupt vorhanden und ob sie in Ordnung wären.

Die Perlenfischer waren jedoch über alle diese Bestimmungen wütend, sie empfanden dieselben als eine lästige Beschränkung ihres sündlichen Treibens wie ihrer Willkür gegen die verachteten Eingebornen und warfen nun ihren ganzen Haß sowohl auf den Gouverneur, als auf die Missionare in Mapoon. Sie fanden auch bald einen Mann, der sich dazu hergab, aus diesem Hasse heraus einen schweren Angriff gegen den Gouverneur zu eröffnen und gegen die Mission einen, wie es schien, vernichtenden Schlag zu führen. Es war der Leiter einer Zeitung, The Torres Straits Pilot, die in Thursday-Island herauskam. Und er stellte es auf seine Weise ganz schlau an, indem er den wahren Anlaß zu seinem Angriff verschwieg und einen bei näherer Prüfung nicht stichhaltigen, aber scheinbar berechtigten andern Grund vorschützte. In einem Zeitraum von 6 Monaten waren 3 Mordthaten verübt worden an Weißen von Schwarzen, welche durch jene auf das äußerste gereizt worden waren. Daß keiner der drei Mörder zu den Eingeborenen gehörte, welche in Mapoon unter dem Einfluß der Mission standen, daß der eine Mord 4, der zweite 15 der dritte 20 deutsche Meilen weit von der Missionsstation, ja der letzterwähnte nicht an der Westküste der Halbinsel Cap York, an der Mapoon liegt, sondern an der Ostküste stattgefunden, das kümmerte jenen Herrn nicht im geringsten, das verschwieg er vielmehr absichtlich. Er schrieb mehrere Aufsätze in mehrere Nummern seiner Zeitung. Sie wimmelten von hämischen Verleumdungen und gemeinen Beleidigungen gegen die Missionare, wie von boshaften Seitenhieben gegen den Gouverneur. Der Zeitungsschreiber behauptete, die Mission in ihrer schwächlichen Milde gewähre schwarzen Verbrechern Schutz und ermuntere dieselben dadurch zu neuen Verbrechen;

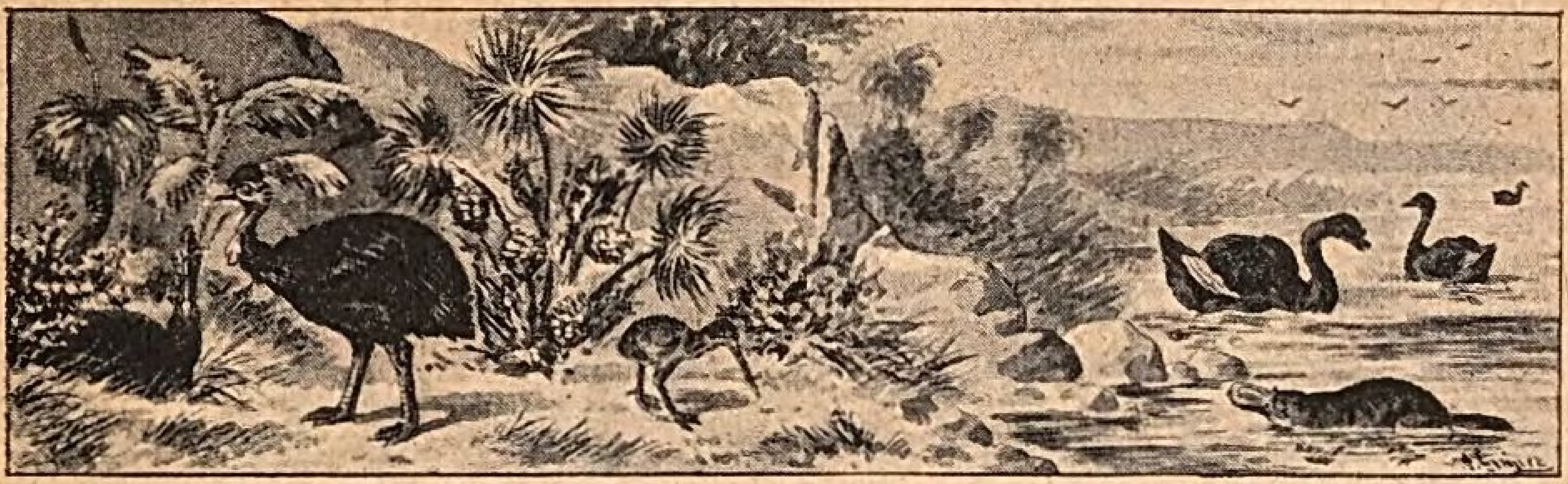
die Mission habe ferner die Polizei lahm gelegt und dadurch eine Zunahme der von den Schwarzen verübten Missethaten bewirkt, ja die öffentliche Sicherheit des Landes in Frage gestellt; die Missionare hätten also ganz eigentlich im letzten Grunde für jene Mordthaten die Verantwortung zu tragen; von dem Gouverneur sei es aber unverzeihlich, daß er die Missionare unterstütze, auf ihren Rat höre und sich von ihnen beeinflussen lasse. Die Mission müsse ganz einfach aufgehoben, die Missionare entfernt werden; eher würde nicht Ruhe und Frieden im Lande werden. Endlich war er albern genug auszusprechen, die Mission habe die Erwartung Aller grausam enttäuscht. Denn bei ihrer Gründung, zwei Jahre zuvor, wäre man allgemein des Glaubens gewesen, sie würde alle Schwarzen rasch zivilisieren, ihnen alle bösen Neigungen abgewöhnen und die Polizei überflüssig machen. (Welch ein Blödsinn, in einem Gebiet so groß wie etwa ganz Norddeutschland, in dem sich 60—80 000 Schwarze ohne feste Wohnsitze herumtrieben, solche Leistungen innerhalb zweier Jahre von 2 Männern zu verlangen, welche des Landes und der Sprache der Eingebornen unkundig, zunächst mit äußerer Einrichtungsarbeit überhäuft waren!) Das der kurze Sinn verschiedener langer böser Reden! Was half es, daß Hey in erklärlicher Entrüstung über dieses Lügengewebe an den Leiter jener Zeitung einen derben Brief schrieb und daß ein hoher Regierungsbeamter den Inhalt jener Zeitungsartikel auf das schlagendste widerlegte! Die Perlenfischer jubelten, jene verleumderischen Aufsätze gingen aus einer Zeitung in die andre über und fanden ungeteilten Glauben bei den vielen Weißen, welche gewohnt waren Beifall zu klatschen, wenn sie hörten, daß 30, 40, 50 Schwarze wegen eines geringfügigen Vergehens eines aus ihrer Mitte niedergeschossen worden wären, welche aber in ein Wutgeheul aus-



Ein Känguruh mit seinem Jungen.

brachen, wenn ein Schwarzer — was wir selbstverständlich auch aufs schärfste verurteilen — wenn ein Schwarzer aus Rachsucht für erlittene Beleidigungen einen Weißen meuchlings ermordete. Ganz Queensland geriet in Aufregung und Erbitterung gegen den Gouverneur wie gegen die junge, erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit begonnene Mission. Ja, die Lage gestaltete sich bedenklich genug. Die Lieferungen der Regierung für die Eingebornen konnten eingestellt, das von ihr der Mission überlassene Stück Land eingezogen und die Missionare wirklich des Landes verwiesen oder doch durch drückende Maßregeln zum Rückzug genötigt werden, wenn die Volksvertretung im Parlament von Queensland, durch dieses Lügengewebe umgarnt, Partei für die Perlenfischer und Ansiedler ergriff. So blieb den unschuldig Verleumdeten und Bedrohten nur der Ausweg übrig, Augen und Herzen zu den Bergen zu erheben, von welchen uns Hilfe kommt, und im übrigen still ergeben zu warten.

Da aber nahm sich Gott der Herr, der noch heute zu seiner Sache und zu seinen Dienern steht, auf wunderbare Weise der ungerecht Verfolgten an — wie? das zu erzählen, müssen wir etwas weiter ausholen und von einer Begebenheit berichten, die sich im Januar und Februar 1894 zutrug. Ein Dampfer namens „Kanahooka“ hatte auf einer Insel im Busen von Carpentaria eine zu große Last Guano (Vogeldünger) eingenommen. Ein Sturm brach aus, die Wellen zertrümmerten einen Teil des Verdeckes und drangen in den Laderaum, die Ladung sog das Wasser auf und wurde so schwer, daß das Schiff zu sinken drohte. Vergeblich arbeitete die Mannschaft 12—15 Stunden an den Pumpen, um das eingedrungene Wasser zu entfernen. Gegen Mitternacht mußte der Kapitän endlich den Befehl geben, die sinkende „Kanahooka“ zu verlassen und sich trotz des fortdauernden Sturmes in die 2 offenen Rettungsbote zu begeben, um so möglicher Weise das Leben zu retten. Von den Insassen des einen Bootes, mit dem Kapitän 9 Personen, gelangten 5 lebend nach der Stadt Normantown an der südlichen Spitze des Busens von Karpentaria; 4 waren unterwegs umgekommen. Ein gleiches Schicksal, so nahm man an, müsse die 8 Personen betroffen haben, welche in dem zweiten Boot Zuflucht und



Emu. Kiwi. Schnabeltier. Schwarze Schwäne.

Rettung gesucht; denn von ihnen hörte man längere Zeit nichts. Sie wurden schon in allen Zeitungen totgesagt und beklagt. Das beruhte indes auf einem Irrtum. Als sie die übrigen Stunden der Nacht, den ganzen nächsten Tag und noch eine Nacht ohne Lebensmittel immer rudernd auf der erregten See zugebracht, gelang es ihnen vielmehr endlich das Ufer der Westküste der Halbinsel Cap York zu erreichen und zwar ein sehr bedeutendes Stück südlich von Mapoon. Der eine Schiffsoffizier, ein Herr Priestley, und der Ingenieur Archer, die sich unter den Erretteten befanden, hatten von der Missionsstation schon gehört und beschlossen bei ruhiger See an der Küste entlang allmählich dorthin zu rudern. Zunächst aber begaben sich alle, von nagendem Hunger und brennendem Durst, wie von Schlaflosikeit und Anstrengung aufs äußerste erschöpft, etwas landeinwärts, um im Uferwalde Wasser und irgend etwas Eßbares zu suchen. Nach fruchtlosem Bemühen an den Strand zurückgekehrt, fanden sie sich zu ihrem Schrecken der Ruder und damit sich selbst der Möglichkeit beraubt, ihren Rettungsplan auszuführen. Ja, eine Schar Eingeborener umringete sie und fing an, ihnen die Kleider vom Leibe zu reißen. Das waren (wir wollen's uns ja merken) Eingeborne, die noch nie in Mapoon gewesen, noch nicht mit den Missionaren in Berührung gekommen. Wohl besaßen die 8 Schiffbrüchigen für den Augenblick noch so viel Kraft, daß sie den Angriff der Wilden abschlagen konnten. Aber ihre Lage war hoffnungslos und wurde es von Tag zu Tag mehr. Denn nur vereinzelte rohe Krabben und halbverfaulte Früchte, welche die See auswarf, daneben Wurzeln, konnten ihnen keine genügende Sättigung gewähren. Unbekannte Beeren, welche

einige genossen, erwiesen sich so giftig, daß die Verzehrer davon beinah getötet wurden. Bei Tage war die stechende Hitze ebenso unerträglich wie die furchtbaren Schauer, welche die Regenzeit im Gefolge hatte. Bei Nacht mußten sich die Unglücklichen mit dem größten Teil ihres Körpers in den Sand des Strandes einwühlen, um nur einigen Schutz gegen die empfindliche Kühle, wie gegen die Überfälle von Moskitos und Sandfliegen zu finden. Ihre Kräfte schwanden immer mehr; es war eine Unmöglichkeit für die Halbverhungerten, etwa zu Fuß die lange Reise nach Mapoon anzutreten, und zur Seefahrt, dem einzigen Ausweg, fehlten wie gesagt die Ruder. So schmachteten sie schon über eine Woche an der Stelle der Küste, wo sie gelandet, und die Stunde rückte immer näher, in der die sie belauernden Wilden ihre Opfer für kraftlos und mürbe genug ansehen konnten, um sie zu überwältigen, niederzumachen und zu verzehren. Da erschienen plötzlich 2 Schwarze, welche bisher nie sichtbar gewesen. Diese waren in ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten ganz anders als ihre wilden Landsleute. Freundlich gingen sie auf die Schiffbrüchigen zu, sie sprachen gebrochen etwas englisch mit ihnen. Eine Bitte jener um Lebensmittel konnten sie freilich nicht erfüllen, weil sie selbst nichts zu essen hatten, aber die andere, um Rückgabe der unentbehrlichen Ruder nahmen sie zu Herzen und redeten ihren feindseligen Volksgenossen so lange zu, bis diese das Versteck angaben, in dem die Ruder verwahrt wurden, und den beiden erlaubten, sie den Schiffbrüchigen wieder zuzustellen. Herr Priestley preist darum die 2 Schwarzen als seine, wie seiner Genossen Lebensretter. Wer waren aber diese menschenfreundlichen Eingebornen? Es waren L e u t e, die länger unter dem Einfluß der Missionare von Mapoon gestanden und dort bereits etwas von Christenpflicht und Nächstenliebe gelernt hatten. Daß die Schiffbrüchigen auf ihrer weiteren Reise mit ihrem Boote noch unerhörte Strapazen zu erdulden und schwere Gefahren zu bestehen hatten, können wir leider aus Mangel an Raum nicht eingehend erzählen. Nur so viel noch! Bei dem Vorgebirge Duyfhen Point ließen sie, nicht mehr fähig zu rudern, ihr Boot im Stiche und beschlossen, zu Fuß das letzte Stück Weges nach Mapoon zurückzulegen, das sie freilich näher glaubten, als es in

Wirklichkeit war. Priestley und Archer, auf der Suche nach Wasser von den Genossen abgekommen, gelangten am Abend zum Coen-Fluß und zwar in ein Kamp von Eingebornen, die ebenfalls in Mapoon ganz zu Hause waren und dort schon recht viel Gutes gelernt hatten. Auch diese Schwarzen benahmen sich freundlich; sie gaben den entkräfteten, abgezehrten beiden Weißen etwas Schildkrötenfleisch zu essen, versahen sie mit einigen Kleidungsstücken und gewährten ihnen in ihren Rindenhütten Unterkunft für die Nacht. Sie geleiteten sie sogar am nächsten Tage, einem Sonntag, bis nach Mapoon, wo man gerade während des Nachmittagsgottesdienstes eintraf, der sogleich abgebrochen wurde. Aber ach, wie sahen die beiden Weißen aus! Sie glichen beinahe Gespenstern. Barfuß, mit Schmutz bedeckt, nur in Lumpen, der eine nur noch mit einem Hemde bekleidet, das in Fetzen hing, hohlwangig und abgezehrt, ihre Füße und Beine mit lauter offnen Wunden bedeckt, welche Dornen und Gestrüpp ihnen gerissen und die Brandblasen ziehende heiße Sonne verursacht — so wankten sie mühsam einher. Daß Wards ihnen ein warmes Bad bereiteten, Kleider gaben, Speise und Trank darboten, ist so selbstverständlich, daß es kaum erwähnt zu werden braucht.


Der Emu mit Jungen.

Heys waren zufällig auf einer Fahrt nach Thursday-Island abwesend und kehrten erst Tags darauf von dort zurück. Wie dankbar die beiden Geretteten sich aber auch aussprachen, noch bedrückte sie die Sorge um ihre 6 zurückgebliebenen Gefährten. Missionar Ward rüstete darum noch am Abend das Stationsboot für eine frühzeitige Abfahrt am nächsten Morgen zu und brachte Lebensmittel darin unter. Ein zufällig auf der Durchreise anwesender Polizeiinspektor Smith und 5 Mapooner Eingeborne sollten es rudern. Man wollte versuchen, ob man der Zurückgebliebenen etwa auf ihrem Marsch am Strande ansichtig würde und sie dann ins Boot aufnehmen

könnte, um den Ermatteten einen Teil der Fußwanderung zu ersparen. Der Plan glückte auch, aber nur teilweise. Die Insassen des Bootes gewahrten in der That am nächsten Tag nach mehrstündiger Fahrt eine Anzahl Weißer, die von Schwarzen geleitet wurden. Leider nahm man aber beim Landen nicht genug Rücksicht auf die Heftigkeit der Brandung, das Boot wurde so beschädigt, daß es zu weiterer Benützung unbrauchbar war. Indes die Lebensmittel konnten geborgen und die 6 Unglücklichen damit erquickt werden. Zwei von ihnen brachen freilich, als notgedrungen die Fußwanderung fortgesetzt werden mußte, bald zusammen und erklärten nicht weiter zu können. Man trug sie ein Stück, man zwang sie dann weiter zu gehen, aber äußerst langsam kam man vorwärts. Abends 10 Uhr langte endlich ein vorausgeeilter Schwarzer vor dem Missionshaus in Mapoon an und verkündigte die bevorstehende Ankunft der auch noch geretteten Sechs. Das war gut, so konnte man sich auf ihren Empfang rüsten. Zum Glück waren Heys auch am selben Nachmittag zurückgekehrt und zwar mit einer kleinen Tochter, die ihnen auf Thursday-Island am ersten Weihnachtsfeiertag 1893 als ein kostbares Weihnachtsgeschenk beschert worden war (das Schiff, welches sie gebracht, lag noch im Hafen vor Anker); denn nun galt es, alle Hände und Füße zu rühren. Endlich trafen die Erwarteten ein, vier von ihnen nur gerade noch dem Tode durch Entkräftung entronnen. Ihr Vormann rief: „Wahrlich, das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" dann kniete er mit den andern in den vom Regen durchnäßten Lumpen vor dem Missionshaus nieder und sprach ein lautes Dankgebet, das auch die Missionare tief ergriff. Ja, das waren andere Seeleute als die verkommenen, zuchtlosen Perlenfischer! Nachdem man die Geretteten gespeist und getränkt, ging es an ein Waschen und Verbinden ihrer Wunden. Sie befanden sich wahrlich in keinem besseren Zustand als Priestley und Archer bei ihrer Ankunft. Dann wurden sie zu Bette gebracht. Die beiden Missionare verbrachten die nun folgende Nacht auf Rohrstühlen, nur jeder ihrer Frauen hatten sie eine Matratze gelassen; alles übrige Bettzeug aber und was sonst von Kissen, Decken, Teppichen und Matten aufzutreiben war, wurde den 8 Schiffbrüchigen zur Verfügung gestellt. Am Nachmittage

des folgenden Tages fuhren dann alle nach Thursday=Island und zwar mit dem Schiff, welches Heys von dort wieder nach Mapoon gebracht.

Das in gedrängter Kürze die Erzählung von den Erlebnissen der Besatzung der „Kanahooka“! In Thursday=Island mußte Herr Priestley einen amtlichen Bericht über alle diese Erlebnisse an den Besitzer des Schiffes schriftlich abstatten. Derselbe kam dann in alle Zeitungen von Australien; denn



Missionar Hey mit eingeborenen Zimmerleuten beim Bauen.

er war an sich schon interessant, und er diente doch gerade zur Beleuchtung der Frage, welche alle Gemüter beschäftigte: Ist die Mission unter den Eingebornen ein Segen oder ein Unsegen für das Land? Priestley hatte nun aber nicht bloß mit warmen Worten das anerkannt, was die Missionare selber für ihn und seine Genossen gethan, sondern er hatte nachdrücklich den himmelweiten Unterschied hervorgehoben zwischen Eingebornen, die noch ungezügelt den Trieben ihrer

heidnischen Wildheit folgen, und solchen, denen durch Einfluß der Missionare mildere Sitten beigebracht und ein Funken von Menschenliebe im Herzen geweckt worden sei. Die ersteren hätten sein und seiner Genossen Leben bedroht, die letzteren hingegen es gerettet. Dieses Zeugnis eines völlig unparteiischen Mannes, der aus lebendiger Erfahrung reden konnte, schlug durch. Das war eine Widerlegung der Angriffe nicht durch Worte und Gründe, sondern durch Thaten, und das ist allemal die beredteste Widerlegung. Der scharfe Nordwind feindseliger Gesinnung gegen die Mission und den Gouverneur verwandelte sich mit einem Schlag in einen milden Südwind freundlichen Wohlwollens. Mit einem Schlage auch wurde den Lästerzungen der Mund gestopft. Sich in tiefes Schweigen zu hüllen, das mußten die gottlosen Perlenfischer und der in ihrem Solde stehende Leiter der Zeitung The Torres Straits Pilot, wenn auch mit Ingrimm, lernen; sie hatten zu früh triumphiert. So erweist unser Gott sich herrlich, wenn er sich aufmacht, um der Elenden Sache und die Rechte seines Reiches wider das unheilige Volk zu führen.

5. Getreu bis in den Tod.

„Daß die Verhältnisse unter den Schwarzen sich um vieles gebessert haben, ist ganz unverkennbar. Aber freilich hält es so furchtbar schwer für solche gänzlich unter die Sünde verkauften Geschöpfe, sich von den Banden, in denen sie gefangen liegen, loszumachen. Dazu legt das schlechte Beispiel (der Perlenfischer), ja ich möchte geradezu sagen, die verpestete Luft, welche sie einatmen, der Entscheidung für das Gute so viele Hindernisse in den Weg. Eine große Ermutigung jedoch ist unsere eigene Erfahrung. Wie viele Jahre haben auch wir dem Geist Gottes widerstrebt, selbst gegen besseres Wissen und Gewissen, bis wir, endlich von des Heilandes Liebe überwunden, uns ihm ergaben!“ So schreibt Missionar Hey im Mai 1894. Und Missionar Ward äußert im Juli des gleichen Jahres: „Einige unserer Männer und Jünglinge gaben fortgesetzt Beweise davon, daß sie unter dem Einfluß des Evangeliums stehen. Dazwischen fehlt es freilich auch nicht an Zeichen von Gleichgiltigkeit und Gottlosigkeit, Singen und Beten macht oft noch heidnischen Tänzen und

Gesängen Platz. Die älteren unter den jungen Leuten bereiten uns im ganzen recht viel Freude, ihre Aufführung ist entschieden gesitteter als früher." Dann erzählt Missionar Ward von einem Jüngling, der nun in Schule und Gotteshaus viel aufmerksamer und fleißiger sei, während ein andrer, von seiner maßlosen Heftigkeit hingerissen, oft in Streit mit seinen Genossen gerate, aber hinterher wenigstens doch stets eine aufrichtige, tiefe Reue an den Tag lege. Es ist auch schon von Jimmy und Sara die Rede, einem ganz jungen Ehepaar. Sara wird das einem Mal auf einer Lüge ertappt, die sie nicht eingestehen will. Ein andermal jedoch wird sie von ihren Verwandten darüber verlacht, daß sie betet. Sie stellt indes dieselben so nachdrücklich zur Rede, daß einer von ihnen sie bittet, ihn beten zu lehren. In der Schule, wie im persönlichen Verkehr, stechen die Mädchen und Frauen unvorteilhaft ab von den Jünglingen und Männern; sie sind auch viel scheuer — kein Wunder, denn darin besteht auch eine Seite des traurigen Heidentums dieser Wilden, daß das weibliche Geschlecht vom männlichen schlimmer behandelt wird als die Hunde. Indes auch bei einigen Mädchen zeigte sich eine erfreuliche Veränderung unter dem Einfluß der Missionarsfrauen. Dazwischen brach dann wieder einmal die alte Wildheit, Zügellosigkeit, Lügenhaftigkeit nnd Hinterlist durch. Mit einem Wort — es ist eine den Sendboten freilich nur allzulang währende Zeit des Kampfes zwischen Gutem und Bösem, zwischen Licht und Finsternis. Kampf ist noch nicht Sieg, Kampf kann auch mit einer Niederlage enden. Und schmerzlich wehmütig klingt die Klage, die fast aus allen Briefen Wards aus dieser Zeit uns entgegentönt, daß er noch immer nicht das berichten könne, was er so gern berichten möchte, daß nämlich wenigstens eine Seele sich gefunden, welche auf Empfang der heiligen Taufe vorbereitet würde. Bedenkt man auf der andern Seite jedoch, daß diese Eingebornen in gewissem Sinne schlimmer gewesen waren als wilde Tiere, daß nur Speise und Trank für sie Wert gehabt, daß sie gewohnt gewesen, blindlings den Eingebungen ihrer sündlichen Leidenschaften zu folgen, daß sie von höheren, geistigen, unsichtbaren, vollends von göttlichen Dingen keine Ahnung, keine Vorstellung, ja nicht einmal Worte besessen, um sie zu bezeichnen.

— ja, da muß man es schon als einen großen Fortschritt preisen, daß es in ihnen überhaupt zu einem Kampfe kommen konnte. Da war die Entstehung eines solchen Kampfes sowohl ein Beweis dafür, daß diese Verkommensten unter den Verkommenen auch eine unsterbliche Seele besaßen, als auch dafür, daß die Gnade Gottes sie heimsuchte und sein Geist an ihren Herzen arbeitete. Denn woher dieser ganze Kampf? Daher, daß etwas in ihnen erwacht war, dessen Besitz sie zuvor gar nicht gekannt hatten, das Gewissen: daher, daß dieses Gewissen sie nun über etwas bestrafte, was sie bisher ungescheut, gedankenlos und ohne Widerstand begangen, über die Sünde. Mochte die Sünde sie zunächst auch noch in schweren Fesseln geschlagen halten, sie begannen sie zu erkennen, sich ihrer zu schämen, sie zu bereuen; sie begannen, an ihren Fesseln zu rütteln und dem Gedanken Raum zu geben, daß dieselben möglicherweise doch zerissen, zerbrochen und abgelegt werden könnten. Ja, was den schließlichen Ausgang dieses Kampfes betrifft, so war er im Namen, Auftrag und zur Ehre unsers Herrn und Königs Jesu Christi unternommen worden; in seiner Kraft wurde der Kampf auch geführt, in täglich, ja stündlich erbetener Kraft. Wie mußte es da um den Sieg bestellt sein? Ich denke, wann er erfolgen würde, das konnte kein Mensch vorausberechnen, aber ganz ausbleiben, das konnte er unmöglich.

So ward denn zu Mapoon mit Liebe und Geduld weitergekämpft, in Kirche und Schule, bei der Arbeit in Garten und Feld, im täglichen Umgang und Verkehr, bei immer wiederholten Besuchen im Kamp. Und was diesen Kampf doch nicht unwesentlich erleichterte, war der Umstand, daß das Vertrauen der Schwarzen zu den Missionaren, die Achtung vor ihnen, die Überzeugung, daß sie ihre wirklich guten und treuen Freunde wären, ungetrübt fortbestand, ja sich noch mehr vertiefte. Nur Einer, den Missionar Hey bei der Arbeit getadelt, vergaß sich ein einziges Mal soweit, daß er mit drohend erhobenem Spaten auf jenen losstürzte unter dem Rufe: „Ich töte dich!“ Hey verwies ihn indes kaltblütig zur Ruhe. Dieser Eine war aber erst ganz kürzlich von einem Perlenfischerboot zurückgekehrt, auf dem er Dienste gethan; dort lernte und trieb man solche Künste. Neben dem täglichen Kleinkampf wurden indes auch neue An=

griffspunkte und eine Erweiterung des Schlachtfeldes ins Auge gefaßt. Im Laufe des Jahres 1894 wird zum erstenmal der Plan der Gründung einer zweiten Missionsstation in Erwägung gezogen. Hinzugefügt sei freilich sogleich, daß die Verwirklichung desselben ohne Schuld der Missionare, ja trotz ihres Drängens zur Stunde noch nicht erfolgt ist, aber nun doch alles Ernstes zur Ausführung kommen wird. Zu seiner Vorbereitung waren indes Reisen nötig, um eine passende Stelle ausfindig zu machen. Und diese Reisen dienten ebenfalls dazu, den Missionaren zu zeigen, wie weit ihr Ruf als gute Freunde der Schwarzen schon verbreitet war. So machte Hey eine Bootfahrt mehrere Tagereisen die Batavia stromaufwärts, von mehreren Schwarzen gerudert. Es war gegen Abend. Der Schrei eines Vogels ertönt. Einer der Bootsleute Heys giebt einen ähnlichen Laut von sich und ruft dann: „Mapoon, Missionar!“ Da kommt ein Stamm Eingeborener zum Vorschein, der noch nie in Mapoon gewesen und von dessen Sprache Hey kein Wort versteht. Er hat das Boot den ganzen Tag über begleitet und nicht aus den Augen verloren, ohne daß die Insassen desselben das mindeste bemerkt. Und sogleich entspinnt sich ein freundlicher Verkehr; denn das „Mapoon, Missionar!“ hat wie ein Zauberwort gewirkt und die Fremden davon überzeugt, daß dieser Weiße kein Feind, sondern ein Bote des Friedens ist. Zu gleichem Zweck unternahm Missionar Ward eine Fahrt an der Küste entlang nach Süden, bis zum Vorgebirge Duyfhenpoint. Er traf 4 Kampe von Eingeborenen, freilich sehr wenig zahlreiche Stämme; es giebt deren, die nur 20, 30, 40 Köpfe zählen. Auch sie freuten sich sehr, daß der Missionar kam. — Eine auch in das Jahr 1894 fallende, nicht bloß geplante, sondern verwirklichte Erweiterung des Kampfplatzes gegen das Heidentum war die Gründung eines Waisenhauses, das dicht neben dem Missionshaus errichtet wurde. Man fing bescheiden mit wenigen Kindern an. Mitleid trieb dazu, Mitleid mit den armen Kindern, die keine Eltern oder nähere Anverwandte hatten und in den Kampen übel beraten waren. Jimmy und Sara, denen kürzlich ein eigenes Söhnchen geboren worden, ernannte man zu Hauseltern. Freilich bedurften sie selbst noch sehr der elterlichen Unterweisung, Erziehung und Anleitung seitens der

Missionare und namentlich seitens der Frauen derselben. Aber was ihnen noch gebrach, wurde ihnen reichlich zuteil. Hatten doch die Schwarzen von sich aus Frau Ward schon längst den Namen „Unsre Mutter“ gegeben und Frau Hey dementsprechend „Die neue Mutter“ genannt. Unter dieser mütterlichen Leitung und Beratung lebten sich die jugendlichen Waisenhauseltern allmählich immer besser in ihr Amt ein.

Im Kampfe, auch in den Kämpfen für die Ausbreitung des Reiches Gottes, finden indes immer einzelne treue, mutige Arbeiter den Heldentod. Diese Erfahrung blieb auch dem kleinen Häuflein von Missionsleuten in Mapoon nicht erspart, Missionar Ward wurde aus der Mitte desselben vom Herrn abgerufen. Niemand ahnte, daß es so kommen würde. Wohl litt auch er unter der oft geradezu unerträglichen Hitze des tropischen Klimas, und einzelne leichtere Anfälle von Malariafieber hatte er durchzumachen gehabt. Indes war sein Gesundheitszustand im ganzen recht gut und jeenfalls besser als der seiner Frau und seiner Geschwister Hey. Unermüdlich war er darum thätig. Namentlich während der letzten Monate seines Lebens arbeitete er mit einer Rastlosigkeit, die seinem Schwager öfters ein Kopfschütteln, ja eine freundliche Warnung abnötigte. Das Wohl seiner lieben Schwarzen ließ ihm jedoch keine Ruhe. Noch im November 1894 sorgten wieder die bösen Perlenfischer dafür, daß er sich besonderen Anstrengungen unterziehen mußte. Da hatte ein falsches Gerücht von der Auffindung einer besonders großen Menge Perlmuscheln gefaselt. Infolge davon gingen eines Sonntags 30 gedeckte Böte und 3 Schoner in der Bucht von Port Musgrave vor Anker. Bald darauf erschienen andere 30 Böte und 1 Schoner, die vier Tage in dem Hafen verweilten. Um auch ihnen ans Herz zu kommen und etwas Brot des Lebens zu verabreichen, wurden sie zum Besuch des Kirchleins eingeladen, wo Ward ihnen mit Hilfe einer Laterna magica Bilder aus dem Leben Jesu und aus Onkel Toms Hütte zeigte, das Geschaute mit Worten der Erklärung und Ermahnung begleitend. Jeden Abend brachte er dann bis tief in die Nacht in dem nächstgelegenen Kamp zu, um durch seine Gegenwart zu verhindern, daß es den Mädchen und Frauen wieder schlecht erginge. Da bewogen die Perlenfischer durch

reichliche Geschenke einen Teil der Eingeborenen dazu, daß sie ihr Kamp plötzlich auf das der Missionsstation gerade gegenüberliegende Ufer der Bucht verlegten, um unbehelligt von den Missionaren ihr böses Treiben ausüben zu können. Ward jedoch nahm das Pferd, das ein gutherziger Mann den Missionaren früher einmal geschenkt, ritt um die ganze Bucht herum, eine ganz bedeutende Entfernung, und waltete nun doch als getreuer Eckehardt in dem verlegten Kamp, öfters bis 12, 1 Uhr nachts verweilend. Dann erst ritt er nach Hause und verrichtete doch den nächsten Tag über wie gewöhnlich seine Arbeit. Diese und ähnliche außerordentliche Anstrengungen rüttelten an dem Stamm seiner kräftigen Gesundheit. Mitte Dezember unternahm er dann noch etwas, worin wohl, soweit natürliche Ursachen in Betracht kommen, der eigentliche Anlaß seiner Erkrankung zu suchen ist. Es wurde bereits früher erwähnt, daß die Herren, welche den Platz für die Station Mapoon schon vor Ankunft der Missionare bestimmt, aus Mangel an Erfahrung in mancher Beziehung keine glückliche Wahl getroffen hatten. Wie der als Gärtner und Landwirt sehr tüchtige Hey sich auch mühte und abplagte, in dem unfruchtbaren Sandboden wollten die meisten Gemüse und andere tropische Nährpflanzen, abgesehen etwa von süßen Kartoffeln, nicht gedeihen. Außerdem war man ausschließlich auf die Sammlung vom Regenwasser beschränkt, eine Quelle gab es jedoch nicht, und alle Bohrversuche blieben vergeblich. Ward dachte darum an die Möglichkeit einer Verlegung der Station und fuhr Mitte Dezember mit einigen Schwarzen und einem gewissen Herrn Hodges (sprich: Hodsches!), einem weißen Landmann, den die Missionare für eine Zeitlang gedungen, über die Bucht und ein Stück die Batavia stromaufwärts. Besseren Boden fanden sie dort auch an einer Stelle, aber als sie sich ans Brunnenmachen begaben und zuletzt 30 Fuß tief gruben, erwies sich doch das Wasser brackig und ungenießbar und war nicht besser als das in der Batavia selber. Diese Erdarbeit, wegen der aus dem Boden aufsteigenden fauligen Dünste in den Tropen besonders gefährlich, die außerordentliche Anstrengung bei der großen Hitze und der Genuß des allein verfügbaren schlechten Wassers — das alles zusammen bekam dem Missionar sehr übel, wie sich nachträglich zeigte. Um nach fünftägiger Abwesenheit noch rechtzeitig zur

Vorbereitung auf den Sonntagsgottesdienst nach Hause zu gelangen, wurde dann die ganze Nacht von Freitag auf Sonnabend hindurch gerudert. Sonnabend früh erreichte man die Mündung der Batavia. Während nun die Uebrigen sich am Ufer zum Schlaf hinlegten, weil sie zu ermüdet waren, um weiterzurudern, und der Gebrauch der Segel ausgeschlossen war, bei der in der Bucht gerade herrschenden Windstille, ging Ward in Begleitung eines Eingeborenen namens Possum zu Fuß nach Mapoon, ein Weg von 2 Stunden, um dort so bald wie möglich einzutreffen. Vor dem Aufbruch trank er aber, von brennendem Durst geplagt, noch einmal etwas Wasser, über dessen schlechte Beschaffenheit und Wirkung er nachher selbst noch wiederholt klagte. Zurückgekehrt zu den Seinigen schleppte er sich noch eine Woche lang umher und ging seiner Arbeit nach, wie elend er sich auch bereits fühlte. Unter anderem fertigte er eine Uebersetzung der Weihnachtsgeschichte in die Sprache der Eingeborenen an, damit alle, auch die des Englischen unkundigen Alten, in der Christnacht die frohe Botschaft von dem allem Volke geborenen Heiland hören könnten. Sonntag den 23. Dezember begab er sich noch in das eine Kamp und hielt dort einen Morgengottesdienst, dann mußte er sich legen; allgemeine Schwäche, starke Kopf- und Magenschmerzen nötigten ihn dazu. Doch glaubte er selbst, er bedürfe nur 8 Tage wirklich guter Ruhe, um wieder hergestellt zu sein. Tags darauf hatte er Fieber und fiel in Ohnmacht nach einem Dampfbad, das ihm sonst immer in ähnlichen Fällen gute Dienste geleistet. In den folgenden Tagen stieg das Fieber und wollte auch starken Dosen Chinin nicht weichen. Er litt recht, war aber ergeben und geduldig. Jeden Abend bat er, daß man ihm ein geistliches Lied singen möchte. Einmal äußerte er beim Gesang des einen Verses, er höre in der Ferne die Engel singen, das klänge so wunderbar schön. Ein andres Mal sagte er, der HErr habe ihn aufs Krankenlager gestreckt, um ihm einige süße Lehren beizubringen, die er auf andre Weise sonst nimmer gelernt haben würde. Wie schwach er auch war, so sprach er aber doch noch Sonnabend den 29. Dezember es aus, daß der HErr ihn wieder aufrichten und ihn noch weiter arbeiten lassen werde. Später jedoch ordnete er seine Geldangelegenheiten, um, wie er meinte, ja keine Schulden zu hinterlassen.

Leider stellte sich nun auch vollständige Schlaflosigkeit ein. Sonntag den 30. Dezember redete er mit seiner Frau längere Zeit von seinem bevorstehenden Ende und bat sie, nicht zu weinen und zu schluchzen, da ihn dies schmerze; wenn er ihr genommen wäre, würde der HErr schon seine Stelle bei ihr reichlich ersetzen. Das Fieber erreichte nun auch einen so hohen Grad, daß er zeitenweise das Bewußtsein verlor, irre redete und durchaus das Bett verlassen wollte. Sein Schwager Hey konnte von da an keinen Augenblick mehr von ihm weichen, während die beiden Frauen sich öfters zurückziehen mußten, weil ihre Kräfte ganz einfach versagten. Die Lage dieser drei Angehörigen war in der That eine erschütternde. Draußen im Freien herrschte eine erdrückende Hitze, in den Wohnräumen des Hauses war sie womöglich noch unerträglicher, und wie kochte das Blut erst in den Adern des offenbar von einem typhösen Gehirnfieber Befallenen. Kein Tropfen wirklich kalten Wassers war vorhanden, um seine heiße Stirn zu kühlen, von Eis gar nicht zu reden. Kein Arzt in erreichbarer Nähe, die Frau des Leidenden, sein Schwager und seine Schwägerin wenig bewandert in Krankenpflege und diesem Falle gegenüber völlig rat= und machtlos, ja nicht einmal ein sie verstehender und teilnehmender Freund ihnen zur Seite! So blieb ihnen nur der HErr, an den sie sich immer wieder in brünstigem Gebete klammerten. In die tiefsten Tiefen hinabgestoßen wurde Missionar Ward und die Seinigen während der Nacht vom 31. Dezember zum 1. Januar 1895. Wohl war es einerseits das Rasen des Fiebers, andererseits aber auch schwere innere Anfechtung, welche den Kranken aufs entsetzlichste bedrängten. Denn auch treue Diener Gottes sind keine Heilige, sondern arme Sünder, denen an der Schwelle der Ewigkeit, wenn sie nur auf sich und ihre Schuld blicken, weil ihnen der Blick auf Jesu Kreuz verdunkelt ist, wohl der Mut entfallen und Verzweiflung die Seele erfüllen mag. „Ach Gott, ach Gott, ich bin in der Hölle!“ rief der arme Geängstete aus mit der ganzen Kraft seiner Stimme. Die ganze Nacht brachte er mit Schreien und Rufen um Gottes Gnade und Erbarmen zu. Er flehte den Herrn an, daß er mit ihm sprechen, eine Antwort geben, ein Wort persönlich an ihn richten möge. Die Seinigen flehten mit ihm, für ihn, sagten ihm Worte des Trostes und

der Verheißung, aber nichts wollte haften und verfangen — auch ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, und die Finsternis schien obzusiegen. Ach, wie währte jene Nacht so lang, wie furchtbar schwer und dunkel war sie! Doch ein heller, freundlicher Tag folgte ihr. Am 1. Januar sah der Kranke wieder so glücklich und friedvoll aus; er konnte sich mit kindlich einfältigem Glauben wieder ganz an seinen Heiland klammern und unerschütterlich sein Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo setzen. Ja er machte nun den Eindruck eines ganz geläuterten und verklärten Kindes Gottes. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen, jeden, auch den geringsten Liebesdienst lohnte er mit rührendem Dank. Dank und Grüße entbieten ließ er noch allen lieben Verwandten und Freunden wie seinen Vorgesetzten in der Heimat. Im Blick auf die vergangene Nacht äußerte er: „Von meiner Krankheit habe ich bis jetzt körperlich nicht viel zu leiden gehabt. Aber Seelennot habe ich unendlich gelitten. Die Nacht war mein Gethsemane! Und doch sind meine Leiden nichts im Vergleich mit dem, was mein Heiland für mich ausgestanden. Auch hat der HErr mich getröstet und zu mir gesprochen: Was ich thue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren!" Dazwischen freilich packte ihn wieder das Fieber mit erneuter Gewalt, das Bewußtsein schwand, er verlor sogar die Sprache und das Gehör. Das aber waren nur die letzten verheerenden und verzehrenden Flammen der Krankheit, welche die Hütte des Leibes zerstörten, dem Frieden seiner Seele indes nichts mehr anhaben konnten. Am 2. Januar abends 8 Uhr vermochte er plötzlich wieder zu hören und zu sprechen, ja begehrte auf das bestimmteste, noch einmal seine Schwarzen zu sehen. Erst füllten die Knaben, dann die Männer die beiden Zimmer, und was drin nicht Platz hatte, drängte sich draußen um die offenen Fenster. An beide Gruppen nacheinander richtet er deutlich vernehmbare Worte in der Sprache der Eingebornen. Er ermahnte sie eindringlich, mit der Sünde zu brechen und sich ungeteilt dem Herrn Jesus hinzugeben. Nachher wünschte er auch noch die Frauen zu sehen. Die Seinigen mußten dieselben herbeirufen, wiewohl mit innerm Widerstreben, da es zuviel für den Kranken war. Auch ihnen redete er ernstlich zu, der Sünde den Abschied zu geben. Er

warnte sie vor der Hölle und sagte, er sei selbst hineinversetzt worden und wisse, es sei dort so schrecklich, daß er noch zittere, wenn er nur daran denke. Zum Schluß seiner Ansprache erinnerte er sie an ein Bild in dem Kirchlein, das Jesus den guten Hirten darstellt, wie er ein Lämmchen in seinen Armen trägt. „Ich gleiche jetzt diesem Lämmchen, rief er, ich bin so schwach und matt wie ein kleines Kind; ich habe aber den guten Hirten gebeten und er wird mich in seine Arme nehmen und heimtragen!“ Die Frauen gingen, der Kranke sank völlig erschöpft in sein Kissen zurück, das Fieber begann wieder zu steigen. Noch eine für Hey sehr schwere Nacht folgte. Im Fieberwahn wollte sein lieber Schwager durchaus das Bett verlassen. Heys, seiner Frau und Frau Wards Kräfte reichten nicht nicht mehr zu, das zu verhindern; auch waren die beiden Schwestern nach Leib und Seele so erschüttert und erschöpft, daß sie selbst dringend der Ruhe bedurften. So mußten Schwarze zu Hilfe gerufen werden. Sie kamen auch willig, waren aber so furchtsam, daß sie, wenn der Kranke ihnen befahl, ihn loszulassen, sofort gehorchen wollten. Nur durch die nachdrücklichsten und mehrfach wiederholten Erklärungen Heys, daß der Kranke, wenn sie ihn losließen, wirklich aufspringen und sich dann irgendwie beschädigen würde, konnten sie vermocht werden, auf ihrem Posten auszuharren und ihm den letzten Liebesdienst zu thun. Als der Morgen des 3. Januar anbrach, erteilte Missionar Hey seinem treuen, lieben Mitarbeiter und Schwager den Segen des HErrn zu seiner Heimfahrt, und gegen 9 Uhr entschlief Missionar Ward, erst 38 Jahre alt, umgeben von seiner Frau, seinem Mitarbeiter und fünf Eingeborenen. Die Wallfahrt war wohl kurz gewesen und doch keine vergebliche, keine gedankenlos und nutzlos vergeudete, sondern der Verschiedene hatte Vielen viel sein dürfen, erst als Prediger in seiner Heimat, dann als Arbeiter auf dem Missionsfeld.

In einem so heißen Klima muß man mit der Beerdigung eilen. Jimmy und Possum verfertigten nach Missionar Heys Anweisung den Sarg, andre Schwarze gruben nahe bei der Kirche das Grab. Am Abend ließ Hey erst die Schulkinder an das offene Ruhebett des Entschlafenen treten und richtete einige Worte an sie; sie versprachen alle mit bewegter Stimme

das zu befolgen, was ihnen ihr treuer Lehrer Missionar Ward ans Herz gelegt. Dann traten die Erwachsenen hinzu und warfen noch einen Abschiedsblick auf die sterbliche Hülle des Mannes, der sich im Eifer um die Rettung ihrer Seelen verzehrt. Am Grabe hielt Hey noch eine kurze Ansprache und betete darauf die Begräbnisliturgie der Brüdergemeine in englischer Sprache. Die Eingeborenen waren von dem Verlust des einen ihrer beiden weißen Freunde und von der Begräbnisfeier tief ergriffen, wie tief, das wird einst in der Ewigkeit noch enthüllt werden. Einer der Schwarzen, welcher dem Ende des Entschlafenen beigewohnt, sagte nach der treuherzig ungeschminkten Art dieser Leute: „Ich habe nun gesehen, daß es nicht gut ist, damit zu warten, ein Eigentum Jesu zu werden, bis man krank wird; es ist dann zu spät, die Krankheit möchte in den Kopf gehen, dann ist man nicht mehr im stande zu beten.“ — So war ein tapferer Streiter im Kampf gefallen, aber sein Tod bedeutete nicht Niederlage, sondern Sieg, Sieg für ihn selbst, einen Schritt näher zum Siege für seine Pflegebefohlenen.

Tags darauf konnte Hey durch einen nach Thursday Island segelnden Perlenfischerschoner dem Gouverneur Botschaft senden von dem Geschehenen; er bat aber zugleich, die Rückkehr jenes Landmannes Hodges nach Mapoon und zwar auf längere Zeit zu vermitteln. Denn der Missionar sah und fühlte nur zu deutlich, was ihm und den Seinen bevorstand. Seine Frau lag krank zu Bett, er selbst wurde von so heftigem Fieber befallen, daß Frau Ward einige Tage lang befürchtete, er werde ihrem Manne nachfolgen, und sie selbst, die hartgeprüfte Dulderin, in deren Auge auf Wochen hinaus kein Schlaf mehr kam, wurde nur durch die unerbittliche Notwendigkeit, den andern etwas sein zu müssen, noch ein wenig aufrecht gehalten. Es war das kein Wunder. Die furchtbare Hitze des tropischen Klimas wirkt erschlaffend und aufreibend auf die Muskeln und Nerven von Europäern ein. Haben sie dabei noch ein gehäuftes Maß von Arbeit zu tragen und kommen endlich noch solche Leib und Seele bis aufs äußerste anspannende und erschütternde Erfahrungen dazu, so bricht die Kraft zusammen. Da ist's wohl gut, sich lebend wie sterbend in den Händen des Herrn Jesus geborgen zu wissen.

Sir John Douglas hatte sofort nach Empfang der Nachricht den „Albatros“ nach Mapoon entsandt. Doch Sturm zwang das Fahrzeug zur Rückkehr, erst acht Tage nach Missionar Wards Tod konnte es in Mapoon eintreffen, Hodges mit Frau und drei Kindern an Bord. Der kranke Hey übergab demselben die Besorgung des Viehes, wie des Gartens und Feldes. Kirche und Schule wurden geschlossen und die Missionsarbeit mußte für längere Zeit ruhen. Nach einem geradezu herzbrechenden Abschied von den Schulkindern, welche die Scheidenden durchaus nicht fortlassen wollten, fuhren Heys mit ihrem Kinde und Frau Ward den 12. Januar 1895 nach Thursday-Island und von da am 23. Januar weiter nach Brisbane. Der in Port Kennedy zu Rate gezogene Arzt hatte ihnen vorgeschrieben, daß sie unter einem kühleren, d. h. also weiter südlich gelegenen Himmelsstrich Ruhe und Erholung suchen sollten. Nach rascher Fahrt bis zum Leuchtturm am Eingang des Hafens von Brisbane gelangt, mußten sie, da kein Lotse erschien, wieder die offene See aufsuchen, wie sie hofften, nur für eine Nacht. Indes während der Nacht steigerte sich ein schon ausgebrochener Sturm zum vollen Orkan. Vier Tage lang tobte das wilde Wetter so, daß man weder Sonne noch Mond und Sterne sah und daß kein Passagier auf Deck kommen durfte, weil eine Sturzsee nach der andern darüber hinbrauste und alles wegspülte. Ja die Wogen schlugen die Schrägfenster auf Deck ein, durch welche die Kajüten erhellt werden, die Flut strömte durch die so entstandenen Oeffnungen und setzte im Innern des Schiffes alles unter Wasser, so daß ein großer Teil der Sachen der Passagiere gänzlich verdorben wurde und sie selber von der Nässe recht zu leiden hatten. Dazu kam, daß der Kapitän, außer Stande, sich bei Sonne und Mond Wegweisung zu holen, schließlich nicht mehr wußte, wo das Schiff sich befand und wohin es steuern sollte; das war um so bedenklicher, als die riffreiche Küste für ein besonders gefährliches Fahrwasser gilt, welches schon manchem Fahrzeug den Untergang gebracht. Endlich ging auch noch der begrenzte Kohlenvorrat an Bord zu Ende, da das Schiff niemals so lange unterwegs zu sein pflegte. Da mußte alles verwendbare Holz, das sich vorfand, Möbel, Wandvertäfelung, Dielenbretter zerhackt werden und

unter den Kessel der Maschine wandern. Was Wunder, daß die Hinterbliebenen Missionar Wards ganz darauf gestellt und vorbereitet waren, ihm nachzufolgen und ihr Grab in den Wellen zu finden!

Doch wider alles Erwarten gelang es dem Schiff, Sonntag den 3. Februar abends, eine Woche später als gewöhnlich, in den Hafen von Brisbane einzulaufen. An Leib und Seele wund, zerschlagen und ermattet, aber doch gerettet, gingen Heys und Frau Ward an Land, nachdem sie gemäß dem unerforschlichen Willen Gottes den Becher der Trübsal bis auf die Hefe geleert. Viele liebe Freunde kamen ihnen mit großer Teilnahme entgegen.

6. Die Erstlinge der Ernte.

Während Frau Ward von Brisbane aus bald noch weiter nach Süden reiste, um in den Thälern der australischen Alpen, in der Provinz Viktoria, bei einer Freundin ihre zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, blieben Heys im Süden von Queensland, fuhren jedoch auf Anraten des Arztes von der Meeresküste weg weiter landeinwärts. Beinahe 4 Monate vergingen, bis sie die Rückreise nach Mapoon antraten. Wer indes meinen wollte, diese lange Zeit wäre nur der Erholung gewidmet gewesen, der würde dadurch verraten, daß er Missionar Hey gar nicht kennt. Die Erholung kam bei ihm sehr knapp und kurz weg. Statt dessen reiste er unermüdlich im Lande umher, nahm überbürdeten Geistlichen einen Teil ihrer Amtsverrichtungen ab und hielt vor allem in Städten wie auf dem Lande eine große Anzahl von Missionspredigten und Missionsvorträgen. Überall weckte er noch nicht vorhandenes, stärkte und belebte er wieder eingeschlummertes Missionsinteresse. Besonders freudig wurde er von den Frauenmissionsvereinen begrüßt, die von Missionar Ward und ihm zur Unterstützung des Werkes von Mapoon in's Leben gerufen worden waren. Auch um das letztere zu fördern und dem Andenken des entschlafenen Mitarbeiters ein Denkmal zu errichten, das dem Sinne desselben entspräche, begann er in der Form von Geldbeiträgen Bausteine zur Aufführung einer Ward-Gedächtniskirche zu sammeln, zumal die Räume des ersten Kirchleins schon nicht mehr hinreichten, um

die Besucher der Gottesdienste zu fassen. Reiche Gaben flossen zusammen, die Jugendvereine des Städtchens Ipswich z. B. versprachen die sechs Fenster für die künftige Kirche zu liefern und, wenn nötig, auch noch weiter zu helfen. So wirkte er auch während der eigentlich der Erholung zugedachten Zeit für das Wohl seiner Schwarzen und für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Der HErr aber segnete doch den Aufenthalt unter einem kühleren Himmelsstrich so, daß Hey sowohl wie



Missionar Ward mit Frau und ein durchreisender weißer Gast.

seine Frau die kränklich gelbe Gesichtsfarbe fast ganz verloren hatten, welche das Weilen in einem tropischen Klima meist verursacht, und wieder recht wohl aussahen.

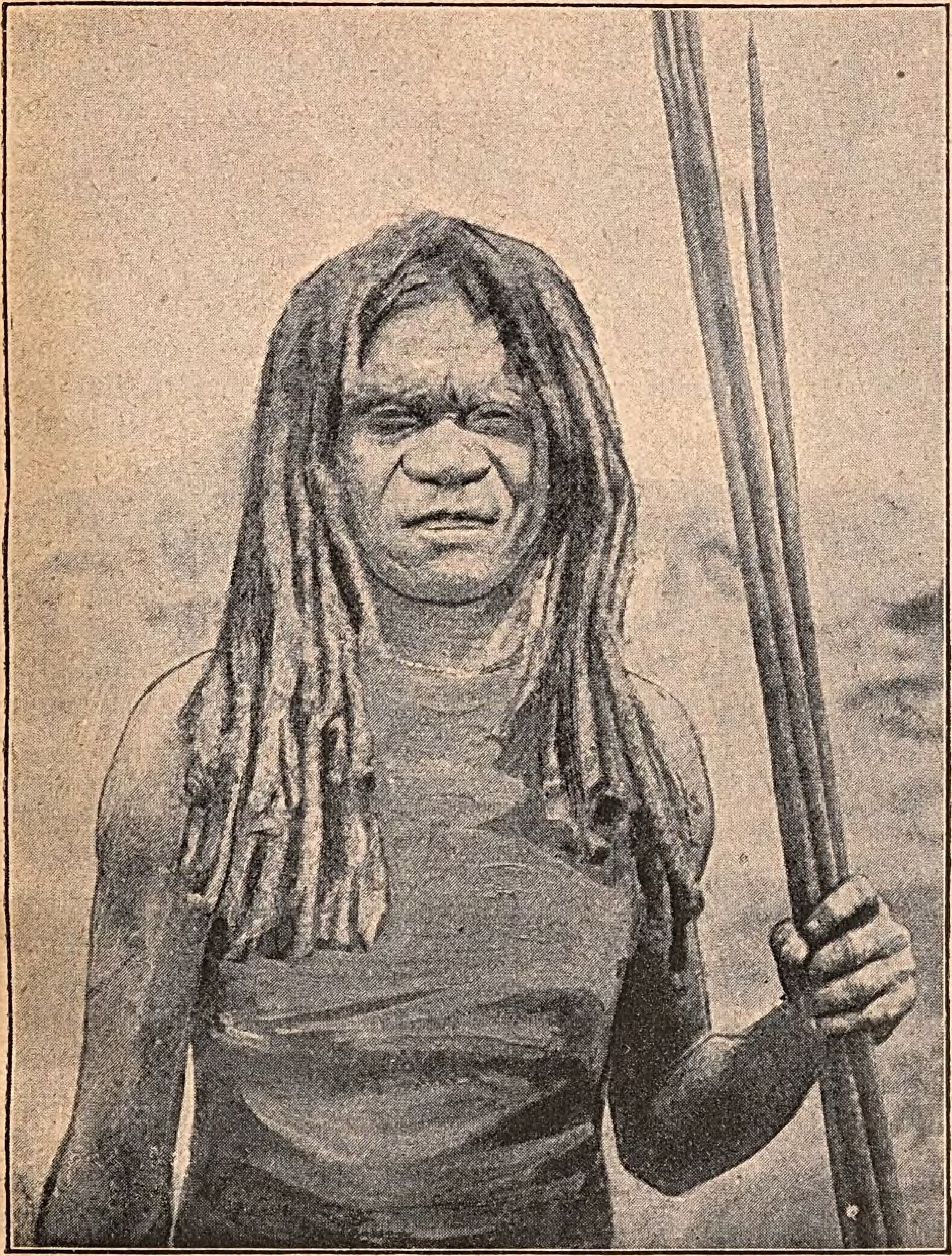
Am 25. Mai 1895 fuhren sie mit ihrem Kinde wieder von Brisbane ab, erreichten Thursday-Island den 31. und trafen einige Tage darauf in Mapoon ein. Wie fanden sie nun die Station und ihre alten Pflegebefohlenen? Kurz gesagt so, daß sie auf den ersten Blick sahen, wie dringend erwünscht und nötig ihre Rückkehr. Die von der See her wehenden Stürme hatten den Gebäuden arg mitgespielt, die Kirche war sehr verfallen, an dem Waisenhaus waren sogar

beide Giebel eingestürzt. Herr Hodges hatte während der stürmischen Regenzeit eben wenig thun können, da er meist fieberkrank war. Was sodann die Eingeborenen betrifft, so boten sie ein Bild der Verwahrlosung und des Jammers dar. Von ihrer Kleidung waren nur Lumpen übrig, Geschwüre bedeckten ihren Körper, man sah ihnen gründlich an, daß sich monatelang niemand um sie gekümmert. Aber nun verbreitete sich das Gerücht von der Ankunft ihrer guten Freunde mit Windeseile unter den Zerstreuten. Von allen Seiten strömten sie herbei. Die Schulkinder kamen auch voller Freuden und baten um Wiederbeginn der Unterrichtsstunden. Zunächst war an Erfüllung dieser Bitte freilich nicht zu denken. Es galt vielmehr vorerst die Leute zu ätzen, zu kleiden, zu bepflastern, zu verbinden, ihnen Medizin einzugeben, die erst bereitet sein wollte, sowie die schadhaften Gebäude auszuflicken. Das nahm Zeit. Dann aber kam alles auf der Station wieder in seinen geregelten Gang, Schule, Kirche, Feld- und Gartenarbeit, Besuche in den Kampen. Ende August erschien auch Frau Ward wieder in Mapoon, Gott sei Dank, völlig erholt. Wohl hätte sie in ihr Vaterland zurückkehren und dort entweder der Ruhe pflegen oder nach Gefallen sich nützlich machen können. Indes die liebe, treue Seele glaubte den Willen ihres Gottes am besten zu treffen und das Andenken ihres entschlafenen Gatten am würdigsten zu ehren, wenn sie fortgesetzt ihre Kräfte der Schule und dem Waisenhause auf der heißen, ungesunden Station widmete. In liebevollster, selbstverleugnendster Weise wirkt sie dort bis auf den heutigen Tag und zwar mit großem Erfolg und unter dem augenscheinlichen Segen des Herrn. Als sie in Mapoon wieder eintraf, konnte sie zuerst vom Bord des „Albatros“ aus bemerken, wie die Schwarzen ihr zu Ehren am Ufer reine Kleider anzogen. Dann kam das Stationsboot, holte sie und fuhr so weit dem Strande zu, als es der Schlamm bei der gerade herrschenden Ebbe zuließ. Hierauf setzte sie sich auf einen ihr hingereichten Stuhl und wurde nun von Eingeborenen durch den Schlamm auf's Trockene getragen, wo sie sogleich viele Hände auszuteilen hatte; denn Männer, Weiber und Kinder umdrängten „Unsere Mutter“ mit lauten Freudenbezeugungen von allen Seiten. Als sie die damals durchschnittlich von 40 Kindern

besuchte Schule wieder übernahm, fand sie, daß die junge Schaar wenig von dem früher bei ihr Gelernten vergessen hatte. Auch hatten die Kinder während der langen Abwesenheit der Missionsfamilie öfters kleine Gebetszusammenkünfte gehalten, geistliche Lieder gesungen und von Jesus geredet. Das war doch schön und erfreulich! Aber noch fehlte ein Ersatzmann für Missionar Ward. Er wurde — daß wir das gleich hier erwähnen — in einem neuberufenen, jungen Missionar Brown (sprich: Braun!) gefunden, der mit seiner Frau von England aus am 18. Oktober 1895 in Melbourne eintraf, den 14. April 1896 Mapoon erreichte und sich dort schnell und mit Liebe in die Arbeit einlebte. Die Meinung war indes, daß er nur eine Zeit lang dort bleiben, dann aber die geplante zweite Station anlegen sollte, wenn er sich mit dem Betriebe des Missionswerkes vertraut gemacht hätte.

Bei der erneuten Suche nach einem passenden Platz für diese geplante zweite Station müssen wir indes erst etwas verweilen, ehe wir vom Fortgang der eigentlichen Missionsarbeit unter den Schwarzen weitererzählen. Am 9. September 1895 ritt Missionar Hey mit einem gewissen Herrn Rigby, einem des Landes sehr kundigen Weißen, ab, ein drittes Pferd mit Lebensmitteln und Kochgeschirr führte ein Eingeborner mit. Nach 4 Tagen war das vorläufige Ziel Yorkdown (sprich: Jorkdaun!) erreicht. Es ist eine sogenannte Viehzuchtstation, wie es viele auf der Halbinsel Kap York giebt. Den Schwarzen hat man nämlich nur das tiefliegende, unfruchtbare und ungesunde Land an der Küste zur Verfügung gelassen. Aller Grund und Boden, der einigen Wert hat, ist dagegen von der Regierung an Weiße verpachtet, welche Viehzucht in großem Maßstab treiben, soweit er nicht von Ansiedlern mit festen Wohnsitzen käuflich erworben wurde; letztere haben jedoch ihre Niederlassungen fast nur an oder in unmittelbarer Nähe der (Ost-)Küste. Zu Yorkdown gehört ein Gebiet von 800 engl. Quadratmeilen an Ausdehnung. Den Schwarzen ist ein- für allemal verboten, sich auf diesen Viehzuchtstationen oder dem dazu gehörigen Bezirk betreten zu lassen. Thun sie's doch, so werden sie ganz einfach verfolgt und niedergeschossen. Ein furchtbar ungerechtes, unchristliches und dabei noch höchst widersinniges Gesetz! Denn was man dadurch ver-

hindern wollte, das hat man grade im höchsten Maße befördert. Sie werden einfach durch dieses Verfahren gradezu gereizt und herausgefordert, so viel Pferde und Rindvieh, die frei umherschweifen, zu stehlen, wie sie irgend bekommen können, schon aus Rache für früher gefallene Landsleute; ja es herrscht infolge dieser Verhältnisse kurz gesagt ein beständiger Kriegszustand zwischen Schwarzen und Weißen. Die Weißen gleichen die Geringheit ihrer Anzahl durch den Besitz von Feuerwaffen aus, welche den Eingebornen fehlen; die letzteren suchen jenen durch die geräuschlose Verschlagenheit und List der Wildkatze abzugewinnen und Hinterhalte zu stellen. Daß da gelegentlich auch ein Weißer fällt, worüber dann von seinen Landsleuten ein Sturm der Entrüstung veranstaltet wird, ist wahrlich nicht wunderbar. Als Hey mit seinem Begleiter in Yorkdown anlangte, war glücklicherweise Herr Embley, der Pächter, anwesend. Das geschieht nicht oft und nie lang, er wird vielmehr meist durch einen Aufseher vertreten, da er als Beamter der Landesvermessung in Diensten der Regierung steht. Freundlich nahm er die 3 Reisenden auf. Der Missionar sprach vom Zweck der Reise und bat um einen in Diensten Herrn Embleys stehenden Schwarzen als Wegweiser zum Pinefluß (sprich: Peinfluß!), wie ein auf den Karten gezeichneter Wasserlauf genannt wird. Da erwiderte der Landmesser sehr zuvorkommend: „Ich gehe selbst mit Ihnen. Es ist mir viel daran gelegen, daß eine Station für die Schwarzen in meiner Nähe gegründet werden möchte, um einigermaßen das wieder gutzumachen, was bisher so schwer an denselben verbrochen wurde. Durch meine Station haben viele Eingeborne ihr Leben verloren, und mir hat es doch keinen Nutzen gebracht. Außerdem ist man doch genötigt an die Ewigkeit zu denken. Ein wirklicher Christ könnte hier unter den bisherigen Verhältnissen nicht leben; er würde viel eher die ganze Viehzuchtstation über den Haufen werfen und dieser wüsten Wirtschaft entfliehen!" — Wahrlich, ein sehr bemerkenswertes Bekenntnis, das nach verschiedenen Seiten hin manches zu denken giebt! Im übrigen hielt er Wort, ritt mit und leistete den Reisenden gradezu unschätzbare Dienste in manigfacher Hinsicht. Alle erlebten Abenteuer, auch Heys heftige Erkrankung unterwegs, übergehen wir indes aus Mangel an Raum und sagen nur so viel, daß für Ackerbau und Vieh-



Ein Papua

zucht gleich ausgezeichnetes Land und 2 Bäche mit frischem, klarem, das ganze Jahr rinnendem Wasser entdeckt wurden, deren Unterlauf man nur aus Zeitmangel nicht weiter verfolgen konnte, daß Hey auf dem Rückweg auch an der Batavia eine fruchtbare, mit gutem Wasser versehene Stelle auffand, wohin im Bedarfsfall die Station Mapoon verlegt werden

könnte, und daß er am 24. Sept. wieder leidlich wohl in Mapoon eintraf. Von dort aus meldete er sofort brieflich seine Entdeckungen dem Gouverneur. Dieser jedoch traute den schönen Bächen nicht, sondern behauptete, sie würden irgendwo im Sande verlaufen, da sie auf den vorhandnen Karten nicht an-angegeben wären. Daß die Karten unvollständig und falsch sein könnten, mit der Möglichkeit rechnete er nicht. Unser Hey indes besitzt unter anderm eine recht schätzenswerte Eigenschaft, nämlich eine gewisse zähe Beharrlichkeit. Die Bäche, die er gefunden, sahen nicht nach Verlaufen im Sande aus. Er überlegte und kam zu dem Ergebnis: Sie müssen ins Meer oder in einen andern Fluß, der ins Meer mündet, sich ergießen. Habe ich sie zuerst im Innern des Landes am Schwanzende gepackt, so will ich sie nun von der See aus am Kopfende zu fassen suchen! Und im November 1895 bot sich Gelegenheit, diesen Entschluß auszuführen. Ein Perlenfischerboot erschien in Port Musgrave. Hey wurde mit dem Kapitän handelseinig, und für 120 Mk. segelte nun der Missionar mit dem Kapitän und einigen Schwarzen auf Entdeckungen aus. Sie fanden bei dem Kap Duyfhen Point erst eine bisher unbekannte Bucht auf, traten dort in Verkehr mit einem zahlreichen Stamm von Eingebornen, die nie in Mapoon gewesen, aber von dem „Missionar" gehört hatten und ihn freundlich empfingen, stellten dann, landeinwärts fahrend, fest, daß der vermeinte Pinefluß nur ein unbedeutender kleiner Bach sei, daß sich aber in die Bucht ein andrer wirklich ansehnlicher Fluß ergieße, der die Fortsetzung und das Kopfende des einen jener Bäche bilde, und entdeckten noch einen zweiten stattlichen Fluß, die Fortsetzung jenes zweiten obenerwähnten Baches. Die Bucht nannte Hey „Albatrosbucht" und den zuerst entdeckten Fluß „Missionsfluß". Er zeichnete auch während der Fahrt und verfertigte eine Art Kartenskizze von dem ganzen neu entdeckten Gebiet. Von Mapoon aus sandte er dann sofort Bericht und Kartenskizze an den Gouverneur. Das wirkte. Nach etlichen Tagen erschien Sir John Douglas mit dem „Albatros" in eigner Person, nahm Hey mit an Bord und nun wurde das Gebiet seiner Entdeckungen noch einmal abgefahren, untersucht, in die Regierungskarten eingetragen, die Namen „Albatrosbucht", wie „Missionsfluß" als künftig geltende

Bezeichnung festgestellt und — und — dem zweiten neuentdeckten, aber noch namenlosen Flusse vom Gouverneur die amtliche Bezeichnung als „Heyfluß“ verliehen, dem Pfadfinder in der Wildnis zu Ehren, obgleich sich der hohe Herr wahrscheinlich dabei nicht ausgesprochen, daß er damit auch alle Fische in diesem Fluß — wer wagt das zu leugnen? — thatsächlich in Hey-Fische verwandelt hatte. Diese Entdeckungen flossen natürlich in die Zeitungen und machten um so größeres Aufsehen, als man um des öffentlichen Verkehrs willen schon längst nach Wasserläufen ausgeschaut, auf denen man von der Westküste aus in das Innere der Halbinsel Kap York eindringen könne. Der Missionar aber freute sich der reichlich fließenden Anerkennungen nicht sowohl um seinet-, als um der Sache der Mission willen, der verachteten und angefochtenen, welcher er mit Leib und Seele diente. Einige wenige neidische Murrköpfe gab es freilich noch, welche die ganze Entdeckung in Zweifel ziehen wollten, weil, wie sie sagten, ein Missionar keine Flüsse, ja überhaupt nichts zu entdecken im Stande wäre! Man ließ sie zweifeln, es verschlug nichts. Ein Andrer wollte diese Flüsse längst gekannt, ja sie sogar im Boot befahren haben; indes eine Antwort auf die Frage, warum er dann seine Fündlein für sich behalten und im Schweißtuch vergraben habe, mußte er schuldig bleiben. Das Erfreulichste war jedoch, daß die Regierung nach einiger Zeit auf Grund der von Hey eingereichten Zeichnungen und Pläne die ganze Landstrecke zwischen Missions- und Hey-Fluß der Mission und den Eingebornen als Zufluchtsort überwies und sicherte. Gewisse Verhandlungen zwischen der Regierung und den christlichen Freunden, die unsre Missionare ins Land gerufen, scheinen indes die eigentliche Gründung jener zweiten Station verzögert zu haben. Doch hoffen Hey und Brown zuversichtlich, daß es nun endlich Ernst damit werden wird. Hat doch auch schon jener zahlreiche Stamm an der Albatrosbucht aus freien Stücken in Mapoon die dringende Bitte vorgetragen, daß ein Missionar zu ihnen ziehen möchte.

Aber noch eine andre Freude durfte Hey gleichzeitig mit der Bestätigung jener Entdeckung erleben. Am Tage vor der Abfahrt mit dem Gouverneur von Mapoon hatte er das mit 4 Schwarzen bemannte Stationsboot den Duciefluß strom-

aufwärts nach der 8 bis 9 deutsche Meilen entfernten Viehzuchtstation Bertie Hugh abgesandt. Sie dort abzuholen, hatten nämlich die Polizei-Oberinspektoren Fitzgerald von Cooktown und Miller von Brisbane gebeten, die von Cooktown aus zu Pferde verschiedene Polizeistationen amtlich besuchten. Es war nun ein glückliches Zusammentreffen, daß diese Herren in Mapoon eintrafen, gerade als eben der Gouverneur und der Missionar, von ihrer Entdeckungsfahrt zurückkommend, mit dem „Albatros" ebenfalls dort angelangt waren. Die beiden Polizeioffiziere konnten des Lobes der 4 jungen Schwarzen, die sie geholt, ihrer Willigkeit, Dienstfertigkeit und Höflichkeit kein Ende finden und verfehlten auch nicht, diese 4 Mapooner Eingebornen später mit einem hübschen Geschenk an Kleidungsstücken zu bedenken. Sie blieben dann mit dem Gouverneur und noch einigen Herren seines Gefolges einen ganzen Tag auf der Missionsstation ur[illegible] besahen alles genau und gründlich. Das Ergebnis ihrer [illegible]drücke gab später Herr Fitzgerald in einem Bericht an [illegible] Regierung wieder, der ebenfalls seinen Weg in die alles [illegible] plaudernden Zeitungen fand. Er ist zu lang, um hier [illegible] Stelle zu finden. Nur so viel sei über seinen Inhalt ges[illegible] daß er von uneingeschränkter Anerkennung der Arbeit [illegible] Missionsfamilie wie der Früchte dieser Arbeit an den Eingebornen überfloß. Nun ist Menschenlob zwar von sehr bedingtem und untergeordnetem Werte. Wer sein Denken, Reden und Thun ausschließlich darauf zuspitzt, befindet sich auf einem falschen Wege. Andrerseits ist's aber ebenso klar, daß, wenn Gott der Herr das früher ungerechte und böswillige Urteil der Menschen über eine gute Sache umstimmt, ja in ein gerechtes und wohlwollendes verwandelt, man das mit Dank und Freude zu begrüßen hat, weil es das Gedeihen der guten Sache fördert. In dem Sinne sagt schon das Alte Testament: Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden. (Sprüche 16,7.) Das erfuhr die Mission in Mapoon dank der Kanahooka-Geschichte, der Heyschen Entdeckungen und des Urteils der Polizeioffiziere.

Wir aber wollen uns nicht mit dem Urteil der Polizei begnügen, die schon mit Einem zufrieden ist, wenn er sich äußerlich anständig benimmt und sich nicht gegen die öffentliche Ordnung, wie die Staatsgesetze vergeht, sondern wir wollen

tiefer blicken, um die Art und Weise kennen zu lernen, wie Missionar Hey unter seinen Schwarzen arbeitete.

Den Verhältnissen entsprechend mußte seine Thätigkeit eine Doppelte sein; er suchte die Schwarzen einmal äußerlich zu heben und sie zu gesitteten, arbeitsamen Menschen zu machen; dann aber bemühte er sich, sie innerlich anzufassen und Christo zuzuführen. Was nun die erstgenannte Aufgabe betrifft, so



Aus dem Lager der Eingeborenen (spätere Zeit).

erreichte er in den Jahren 1895 und 1896 schon mancherlei Erfreuliches. Dabei wollen wir nicht lang verweilen, daß das Benehmen der Leute ein gefälligeres, freundlicheres und höflicheres wurde, ebensowenig dabei, daß eine immer größere Anzahl die eingewurzelte Scheu vor der Arbeit überwand und die bereits Arbeitenden länger aushielten und sorgfältiger ihr Werk verrichteten. Was aber einen wirklich großen Fortschritt bedeutete, war der Umstand, daß er eine ganze Anzahl dazu brachte, sich auf der Missionsstation selber nach einem gewissen Plan eigne kleine Häuser für sich und ihre Familie

zu bauen. Damit war viel erreicht, damit war dem Wohnen in den unsaubern, ungesunden Rindenhütten, in denen viele eng zusammengepfercht lagen oder kauerten, der Abschied gegeben; damit erklärten aber auch die Erbauer, daß sie sich von dem unsteten Landstreicherleben lossagten, seßhafte Leute werden und ihren Unterhalt nicht mehr bloß durch Jagd und Fischfang, sondern auch durch Feldbau sich erwerben wollten. Natürlich mußte Hey bei den Bauten mit Rat und That, wie mit Geschenken an Baumaterial zur Hand gehen. Indes das that er nur zu gern, weil die Leute dadurch doch zu einer höheren Stufe des menschlichen Daseins emporgehoben wurden. Die Mehrzahl der Schwarzen blieb freilich zunächst noch ihrer alten Weise treu; aber hatten nur einige diesen Schritt vorwärts gethan, so konnte man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß immer mehrere ihnen nachfolgen würden. Das einzig Traurige war nur, daß der unfruchtbare Boden um Mapoon mit seinen kärglichen Erträgen nicht in wünschenswerter Weise zum Feldbau ermunterte. — Daß Hey aber nicht bloß auf Feldbau drang, sondern auch darauf Bedacht nahm, seinen Schwarzen zu gelegener Stunde auch einmal eine Freude zu bereiten, eine Freude nach ihrem Geschmack und doch eine harmlose Freude, das zeigt uns die Beschreibung der Feier des Weihnachtsfestes 1895. Uns mutet diese Feier freilich eigentümlich an. Wir müssen aber bedenken, daß die Eingebornen noch Halbwilde, noch keine Christen waren, daß sie in vieler Beziehung noch Kindern gleichen, auch wenn sie erwachsen sind, und daß die Weihnachtsfeier in englischen Landen überhaupt ein weniger kirchliches, ein mehr gemütlich geselliges Gepräge trägt. Am Weihnachtsabend sammelten sich 60—70 Knaben und Mädchen auf dem eingezäunten Platz, der das Missionshaus umgiebt. Erst mit Gebäck und Zuckerwasser bewirtet, empfing jedes ein Kleidungsstück als Geschenk. Dann spielten sie, bis es Zeit zum Christnachtsgottesdienst war. Da rief der Ton der Glocke Alt und Jung herbei. Gegen 320 Schwarze sammelten sich in dem Kirchlein, in welchem ein sehr großer Christbaum und bunte Eislaternen festlich erglänzten. Die Kinder sangen ihre Lieder und sagten sehr nett Verse aus dem 1. Kapitel des Lucasevangeliums auf. Dann erzählte Missionar Hey die Weihnachtsgeschichte und besprach ihre Bedeutung in möglichst

einfältiger, leichtverständlicher Weise. Zum Schluß wurden die zumeist am Christbaum befestigten Gaben ausgeteilt, Geschenke der australischen Missionsfreunde. Wie erwartungsvoll glänzten die Augen der jungen Schar, als die Spielsachen zur Austeilung kamen! Nächst dem Eßbaren fanden Puppen und Glasperlen den meisten Anklang. Ein großes Mädchen that den eigentümlichen Ausspruch: „Bitte gieb mir Puppe, mich nicht brauchen Geflügel!“ Sie hatte nämlich einen hübschen Hahn



Schuljugend von Mapoon (späteres Bild).

auf einer Stange bekommen, den eine aufgezogene Feder in Bewegung setzte, ein Spielzeug, das weiße Kinder in Entzücken versetzt haben würde, das aber nach ihrem Urteil hinter einer Puppe weit zurücktrat. Bei dieser Geschenkausteilung zeigte sich auch ein großer Fortschritt im Vergleich mit den ersten Weihnachtsfeiern in Mapoon. Damals wurden die Eltern böse darüber, daß die Kinder etwas bekamen, während sie leer ausgingen; ja jene nahmen diesen das Empfangene weg und behielten es für sich. Jetzt freuten sich die Eltern, daß ihre Kleinen bedacht wurden, obschon sie selbst unbeschenkt blieben. Die Elternliebe, die Erkenntnis der elterlichen Pflichten war gewachsen. Könnte dieser ganze Teil der Feier sich indes allen-

falls auch bei uns sehen lassen, so dürfte die Fortsetzung derselben am ersten Feiertag hingegen nirgends in Europa Vorgang oder Nachahmung finden. Zuerst fand ein ausführlicher festlicher Gottesdienst statt in früher Morgenstunde, bei dem wir aber nicht länger verweilen. Dann sammelte Hey alle Knaben und Männer am Strande und veranstaltete mit ihnen Wettläufe, Übungen im Springen und noch allerhand Spiele. Frau Ward und Frau Hey ließen auf dem eingezäunten Platz die Mädchen und Weiber ähnliche Künste treiben, an deren Bethätigung sogar die alten Frauen zum höchsten Ergötzen der jüngeren sich beteiligten. Eine Pause folgte, während welcher die schwarze Schar einige einfache Erfrischungen erhielt. Daran schloß sich noch eine letzte lange Nummer in dem Festprogramm. Eine kräftige, sehr lange Stange war glatt gehobelt und außerdem noch eingeseift worden. An ihrer Spitze befestigte Querhölzer trugen eingewickelte Stückchen Tabak, Glasperlen und Taschenmesser. Mit dem unteren Ende war sie senkrecht und tief genug in den Boden eingelassen worden, um fest zu stehen. Nun galt es hinaufzuklettern und die Preise sich herunterzuholen. Wie viele vergebliche, aber auch wie viele geglückte Versuche da gemacht wurden! Wie groß die Spannung der Zuschauenden war! Wer noch hinaufkam, nachdem die Querhölzer schon geleert waren, erhielt unten auf ebener Erde seinen Preis. Als endlich alle Preise verteilt und die Mittagszeit gekommen war, wurde die schwarze Schaar entlassen. Alle waren sehr vergnügt gewesen, die äußere, gesellige Freude hatte ihnen für die tiefere Bedeutung des Tages, als eines heiligen Freudenfestes, die Augen etwas besser geöffnet und doch waren dank des Morgengottesdienstes ihre Herzen auch nicht leer ausgegangen. Ja, daß der Missionar auch einmal in Scherz und Spiel ihr guter Kamerad sein konnte, das entwürdigte ihn in ihren Augen nicht, sondern machte sie um so williger und gefügiger, ihm auch im Ernst und auf dem Wege zum Leben als Führer zu folgen.

Auf welche Weise suchte er sie aber *Christo zuzuführen*? Nun, natürlich zuerst und vor allem durch die Verkündigung des Wortes Gottes in Kirche und Kamp. Diese Verkündigung war um so wichtiger, als die Schwarzen ja das *gedruckte* Wort Gottes nicht in Händen hatten. In ihre Sprache war

es nicht übersetzt, und die englische Bibel zu lesen waren viele nicht im Stande, weil sie nicht genug englisch und weil sie nicht lesen konnten. Die Aufmerksamkeit der Leute in den Gottesdiensten war auch groß. „Meine Zuhörer nehmen so zu sagen die Worte von meinen Lippen; es ist eine Freude, zu solcher Zuhörerschaft zu reden!", konnte der Missionar im April 1896 schreiben. Aber Hand in Hand mit dieser öffentlichen und allgemeinen Verkündigung ging noch etwas andres, wobei wir ausführlicher verweilen möchten, das ist die Herzens-Erziehung, die seelsorgerische Pflege, die er möglichst viel Einzelnen unter vier Augen zuteil werden ließ. Er ging manchmal eigentümlich dabei zuwege. Ein junger Mann hatte dem Missionar einige Nägel gestohlen. Was that der Bestohlene? Er gab dem Diebe erst die gewöhnliche Portion Mehl als Arbeitslohn wie den Andern, dann reichte er ihm noch eine zweite Portion hin und sagte: „Das ist für das Stehlen!" Der Schwarze blickte ihn fragend an. „Ja, sagte der Missionar, dein Stehlen hat mir mehr Schmerz bereitet, als wenn andre viel schlimmre Sachen gethan hätten, weil ich grade von dir so etwas nicht erwartet hatte. Das Mehl ist nun deine Strafe!" Da ging der Uebelthäter sehr betrübt hinweg und schämte sich so, daß er die ganze Woche nicht mehr zum Vorschein kam. Die Belohnung mit Güte für Sünde hatte ihn tief ins Herz getroffen. Natürlich verfuhr und verfährt Hey nicht so mit einem jeden, denn mancher würde durch eine derartige Behandlung nur zu fortgesetztem Stehlen ermuntert worden sein. Nein, er sah sich seinen Mann an. Das ist überhaupt sein Grundsatz, einen jeden möglichst so zu behandeln, wie es grade für ihn und seinen Charakter paßt. Außerdem sagt er aus seiner Erfahrung heraus, daß er unter 100 Eingebornen mit 90 in Liebe zurecht komme und bei Versehen und Vergehen durch ernstes Zureden unter vier Augen seinen Zweck erreiche. Bei den übrigen 10 müsse freilich Strenge angewendet werden, bis die Gnade Gottes sie ergriffen habe. Bei diesen Aussprachen unter vier Augen habe sich nie ein Schwarzer widersetzlich benommen, manche hätten vielmehr unter Thränen versprochen, sich künftig mehr in acht zu nehmen. „Doch, so fügt der Missionar hinzu, um dies zu erreichen, muß man zuvor ins Kämmerlein gehen, weil unser natürliches

Fleisch und Blut in solchen Fällen mit Feuereifer dreinfahren, ja sich viel lieber rächen, als Böses mit Gutem vergelten will.' Noch ein Beispiel! Zwei leibliche Brüder hatten sich so weit vergessen, daß sie grade vor dem Missionshaus einen Streit anfingen, welcher wahrscheinlich in Blutvergießen übergegangen wäre, hätte Hey nicht noch rechtzeitig Einhalt gethan. Als sie sich Tags darauf zur Arbeit einstellten, erklärte jener ihnen indes, sie hätten zuerst zu ihm zu kommen und Rechenschaft über ihr Betragen abzulegen, eher erhielten sie keine Arbeit; in den Abendstunden sei er bereit sie zu empfangen. Es waren nämlich zwei junge Männer, die jedes Wort der Missionare verstanden und regelmäßig den Gottesdienst besuchten. Sie hatten durch ihr Verhalten auch den andern wirklich Anstoß gegeben. Am Abend erschienen die beiden in der That. Eine längere Unterredung — sie sprachen sich sehr reumütig und schuldbewußt aus. Dann knieten sie mit dem Missionar auf seine Aufforderung hin nieder, und er flehte nun in ihrem Namen Gott an, er möge ihnen vergeben und Kraft schenken, künftig in Friede und Eintracht mit einander zu leben. Seitdem haben sie sich nichts mehr zu schulden kommen lassen und bemühen sich augenscheinlich in besondrer Weise, Heys Zufriedenheit sich zu erwerben. Endlich noch ein Fall!

Eines Tages erfuhr Hey von einigen Eingebornen, daß sich auf der andern Seite der Bucht ein großes Segelboot befinde, welches zwei ihm persönlich bekannte Schwarze in Thursday Island gestohlen hätten. Sich mit vier jungen Schwarzen ins Stationsboot werfen und hinüberfahren, war eins bei dem Missionar. Als er sich aber mit seinem Boote dem gestohlenen näherte, sprangen die zwei Diebe ins Wasser, schwammen ans Ufer (schwimmen, rudern, segeln können alle Eingebornen aus dem „ff") und verschwanden im Busch. Das Boot wurde mit Beschlag belegt, hinüber nach Mapoon genommen und am nächsten Tage von zuverlässigen Schwarzen, die einen alles erklärenden Brief an den Gouverneur mitbekamen, nach Thursday Island befördert. Befremdlich genug fanden sich Sonntag darauf die beiden Diebe im Gottesdienst ein. Nach Beendigung desselben rief Hey sie zu sich. Ruhig und liebevoll setzte er ihnen auseinander, wie sie durch eine solche That sich selbst und ihr Seelenheil, aber auch den Ruf

der Missionsstation und ihrer übrigen Landsleute schwer geschädigt hätten. Er könne sie nun zwar leicht mit Hilfe der übrigen Schwarzen gefangen nehmen und ausliefern, doch er sei ein Missionar und kein Polizeibeamter; also würde er das nicht thun. Indes ungestraft im Sande verlaufen dürfe die böse That auch nicht. Entweder hätten sie Mapoon zu verlassen und er würde für eine Zeit lang nichts mehr mit ihnen zu thun haben, oder sie müßten sich bei der ersten fälligen Schiffsgelegenheit selber freiwillig der Polizei in Thursday Island stellen und ihre Strafe hinnehmen. Er (der Missionar) rate ihnen, das letztere zu thun, überlasse ihnen aber die Wahl und gäbe ihnen einen Tag Bedenkzeit. Nach Ablauf derselben erschienen die beiden wirklich und erklärten, sie wollten sich freiwillig der Polizei stellen. Da gab ihnen Hey einen Brief an den Gouverneur mit, in welchem er den weiteren Verlauf berichtete und zugleich bat, so glimpflich wie möglich mit ihnen zu verfahren. Indes 6 Monate Gefängnis erhielten sie doch. Als Hey bei Gelegenheit der Geburt seiner zweiten Tochter im August 1896 5 Wochen in Thursday



Zwei Waisenknaben von Mapoon.

Island verweilte, Mapoon in der Obhut Missionar Browns lassend, besuchte er sie in ihrem Gewahrsam. Sie freuten sich sehr ihn zu sehen und ließen sich unter anderem von ihm ausrechnen, wie viel Tage sie noch zu „brummen“ hätten. Im übrigen fand Hey auch während dieser 5 Wochen Arbeit genug auf der Insel. So nahm er sich der farbigen Bevölkerung, meist Südseeinsulaner, an, denen niemand nachfrägt. Er hielt diesen Leuten wöchentlich zweimal Bibelstunden und fügte auf ihren Wunsch noch einen dritten Gottesdienst hinzu. Als der letzte Tag vor seiner Abreise bevorstand, baten sie, er möge ihnen ausnahmsweise eine Missionsstunde halten. Er that's. Ohne sein Wissen veranstalteten die armen, von der Hand in den Mund lebenden Farbigen dann eine Geldsammlung unter sich und überreichten dem ganz Ueberraschten eine Summe, völlig hinreichend, um damit, wie sie bestimmten, eine schöne, große Lampe für die werdende Ward-Gedächtniskirche anzuschaffen. Tief gerührt dankte ihnen der Missionar.

Diejenigen, die sich solch väterlicher Erziehung bei der Nähe ihrer Wohnung, wie bei ihrer amtlichen Stellung am meisten zu erfreuen hatten und die darum die ersten Früchte solcher Pflege trugen, waren die Hauseltern des vollbesetzten Knaben- und Mädchenwaisenhauses, Jimmy und Sarah. Große Freude flammte im Missionshaus auf, als Jimmy im Beginn des Jahres 1896 deines Tages dort erschien und für sich wie seine Frau um die heilige Taufe bat. Nicht mit wortreichem Strome überwallenden Gefühles, sondern ruhig und gemessen trug er seine Bitte vor. Gleichwohl zögerte Hey keinen Augenblick mit seiner bejahenden Zusage, deren Erfüllung aber natürlich erst ein längerer Taufunterricht vorangehen mußte. Denn Wort und Wandel Jimmys zeugten längst davon, daß er sein Herz nicht nur „ein wenig“, sondern ganz dem Herrn Jesus hingegeben hatte. Ohne daß man es ihm aufgetragen, hatte er schon oft Kranke besucht und mit ihnen gebetet, wozu namentlich im Herbst 1895 sich vielfach Gelegenheit bot, als die Influenza unter den Eingebornen hauste und in dem einen Kamp allein gegen 100 Personen gleichzeitig darniederlagen. Jimie hatte auch bei verschiedenen Anlässen laut und nachdrücklich seinen Landsleuten erklärt, daß er mit ihren sündlichen Gewohnheiten und Einrichtungen

für immer gebrochen habe. Und das bedeutete nicht bloß leere Worte, sondern er bezeugte es mit der That. Bedauerlich war es, daß ihm das Lernen sehr schwer fiel. Das Lesen hatte er noch nicht begriffen, und im Taufunterricht stellte er des Missionars Geduld, ohne es zu wollen, manchmal auf recht harte Proben. Aber er sah selbst ein und begehrte es nicht

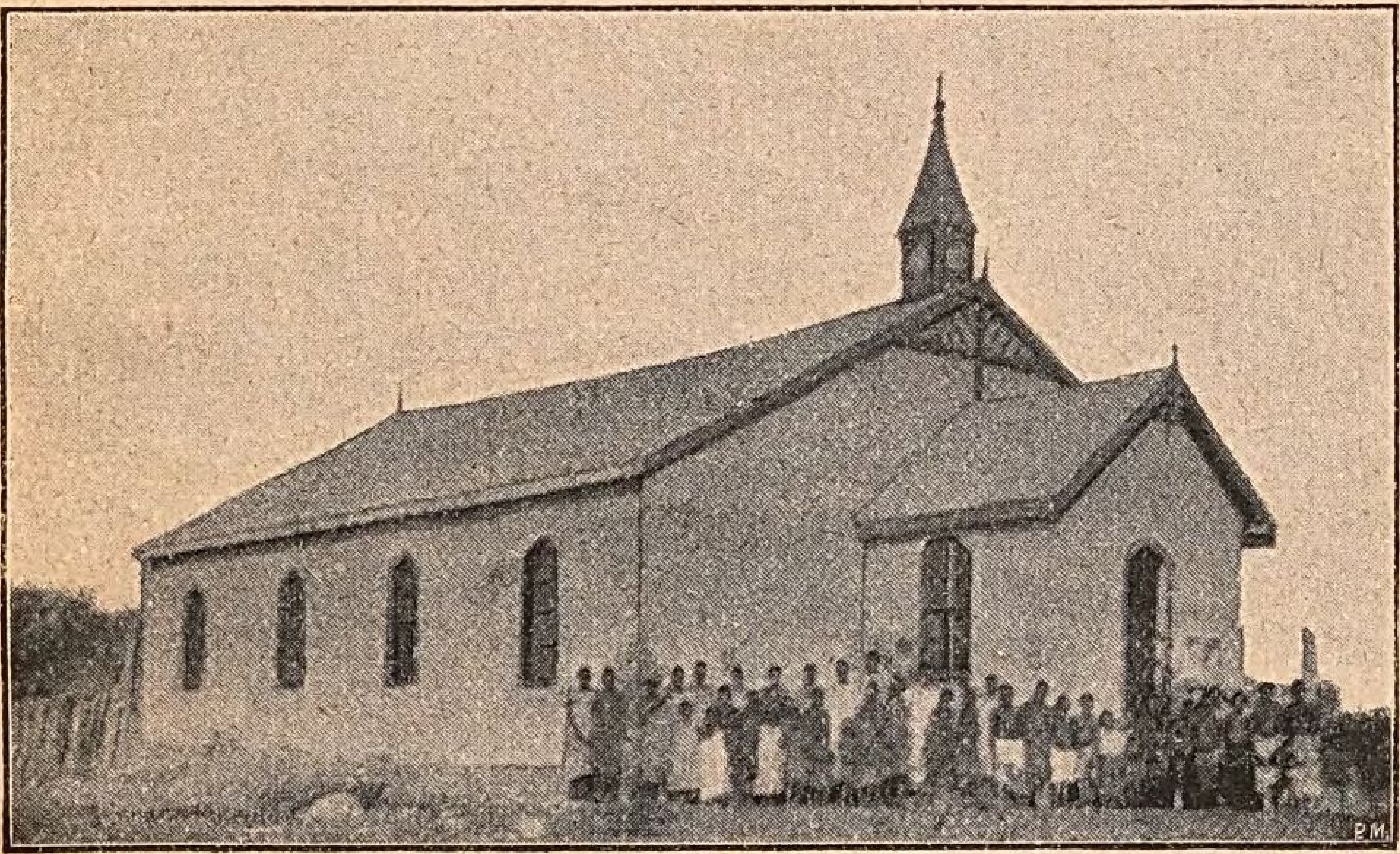


Mapooner Schuljugend (späteres Bild).

anders, als daß er sich die hauptsächlichsten Kenntnisse der christlichen Heilswahrheiten erst angeeignet haben müsse, ehe er getauft werden könnte. In dieser Beziehung war es mit seiner Frau Sarah ein ander Ding. Sie besitzt einen hellen Kopf, hatte die Schule 3 Jahre lang regelmäßig besucht, konnte in der Bibel lesen und hatte sich einen hübschen Vorrat von nützlichen irdischen Kenntnissen, wie von geistlichen Liedern und Bibelsprüchen in ihrem Gedächtnis angesammelt. Ihrem Charakter nach war sie indes nicht ganz so gereift

und gediegen wie ihr Mann. — Bald nach Beginn des Taufunterrichtes tauchte auch der Gedanke in Missionar Heys Herzen auf, die Taufe mit der Einweihung der Ward-Gedächtniskirche zu verbinden. Freilich ging der Bau recht langsam von statten. Die laufende Arbeit durfte doch nicht liegen gelassen werden, die Regenzeit unterbrach das Werk ebenfalls, zum Gebälk passende Bäume mußten aus ziemlich weiter Entfernung herbeigeschafft werden, endlich waren weder die beiden Missionare noch ihre Schwarzen gelernte Maurer und Zimmerleute. Aber allmählich wuchs doch das Werk seiner Vollendung entgegen und Sarah wie Jimmy wuchsen inzwischen auch nach ihrem innern Menschen an Gnade und Erkenntnis. So kam der 18. Oktober 1896 heran, der Tag der Einweihung der neuen Kirche wie der Taufe der Erstlinge, ein hoher Freudentag für ganz Mapoon. Und das mit vollem Recht. Denn hohe Freude ist es schon für eine Gemeine der Christenheit, wenn sie ein ungenügendes Gotteshaus verlassen und in einen neuen sichtbaren Tempel des HErrn einziehen kann, der in festlichem Schmucke prangt und ihr nun als Stätte dienen soll, wo sie die höchsten Güter empfängt, wo ihr das Wort des Lebens verkündigt, wo sie mit dem Leibe und Blute unseres Herrn Jesu Christi gespeist und getränkt wird, wo sie zarte Kindlein durch die Taufe in ihren Schoß aufnimmt und zum Mitgenuß an ihren geistlichen Schätzen zuläßt. Das volle Verständnis dafür fehlte freilich damals den Schwarzen von Mapoon noch, doch hatten sie mindestens eine Ahnung davon und waren darum freudig erregt. Was ihnen nach dieser Seite hin gebrach, das wurde indes ausgeglichen durch die andre Bedeutung, welche der Tag infolge der Taufe der Erstlinge erlangte. Das, was dort fehlte, der geistliche Tempel einer Gemeine des Herrn, aus lebendigen Steinen erlöster gläubiger Seelen erbaut — dazu sollte nun der Grund gelegt, die ersten Bausteine herzugetragen und zusammengefügt werden. Das war noch weit höhere Freude! Wieviel Arbeit und Kämpfe, wie viel Gebete und Thränen hatte es gekostet, bis diese zwei Seelen der Nacht des Heidentums und der Macht der Sünde entrissen und durch das im Glauben an Christus empfangene Bad der heiligen Taufe in gerechte und selige Kinder Gottes ver-

wandelt werden konnten, in Glieder der christlichen Kirche, in Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen! Das war vor allem hohe Freude für die Täuflinge selber; aber auch hohe Freude für die ganze Missionsfamilie, ja sogar hohe Freude für viele unter den Schwarzen, die von Hoffnung erfüllt wurden, mit des HErrn Hilfe auch noch so weit zu kommen. Ja, die Taufe von solchen Erstlingen ist zugleich ein dankenswertes Angeld für die Zukunft; den ersten folgen



Die Ward=Gedächtniskirche in Mapoon.

zweite und dritte und weitere nach, weil der Geist des HErrn lebendig ist und lebendig macht. Das ein paar Worte über die Bedeutung des Tages und nun zu seinem Verlauf! Wie gewöhnlich wurde erst ein Gottesdienst im Kamp, dann der Vormittagsgottesdienst in der alten Kirche gehalten, worauf die Missionsfamilie, wie sie ebenfalls allsonntäglich pflegt, zu ihrer Privaterbauung um Gottes Wort sich sammelte. Nachmittags 3 Uhr wurde dann jenes Zeichen mit der Glocke gegeben, welches die Eingebornen daran mahnt, ein Bad in der Bucht zu nehmen und darauf ihre Sonntagskleider anzuziehen. Eine halbe Stunde später laden die dringenden Töne der Glocken alle Bewohner Mapoons und seiner Umgebung zum letzten Gottesdienst in der alten Kirche ein, die vollends an diesem Tage bei weitem nicht alle Besucher fassen

konnte. Nach dem Gesang eines Liedes hielt Missionar Hey eine Ansprache. Er wies hauptsächlich auf die Güte und Liebe Gottes hin, die den Eingebornen von Mapoon das Licht des Evangeliums geschenkt, während noch so viele ihrer Landsleute im Dunkeln und im Schatten des Todes schmachteten. Er erinnerte an den großen Verlust, den das Werk durch den Heimgang Missionar Ward's erlitten, welcher seine Kraft im Werben um die Seelen der Eingebornen verzehrt. Er betonte, daß Gott der HErr für alle seine Wohlthaten nun aber eine Gegengabe erwarte, freilich keine vergängliche, sondern die Herzen der Zuhörer. Wer solche Gegengabe weigere, dürfte wohl einer göttlichen Strafe gewärtig sein. Schließlich sprach er die Hoffnung aus, daß Missionar Ward an diesem Tage im Himmel, in dem ewigen Vaterhause aller Gläubigen, wohin einst durch Gottes Gnade zu kommen auch alle Anwesenden geladen seien, sich mitfreuen werde. Nach einem Schlußgesang zog man unter Glockengeläute in die neue Kirche. Gesang, Gebet und abermaliger Gesang gingen einer englischen Ansprache Missionar Browns voraus. Erneuter Gesang und eine Ansprache Missionar Heys in der Zunge der Eingebornen beendeten den ersten Teil des Gottesdienstes, die Einweihung. Der zweite folgte, die Taufhandlung. Nach einem Liedervers trat Jimmy vor und legte in der Sprache der Eingebornen ein eignes, freies Bekenntnis seines Glaubens an seinen Erlöser ab, ein Bekenntnis das alle Anwesenden ungemein bewegte. „Ich konnte mich, schreibt Hey selber, beinahe der Thränen nicht erwehren, einen solchen Eindruck machten seine Worte auf mich. Ja, Gott hat unsern schwachen Glauben beschämt und unsere armselige Arbeit reichlich gesegnet. Die ergreifende Ansprache des Täuflings wurde auch von seinen Landsleuten mit gespannter Aufmerksamkeit angehört. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß man das Geräusch einer fallenden Nadel vernommen haben würde, obwohl ungefähr 400 dieser Naturkinder zugegen waren, von denen manche zum erstenmal in einem geschlossenen Gebäude sich befanden. Ich bin fest überzeugt, daß ein solches Zeugnis aus dem Munde ihres eignen Landsmannes mehr Segen stiftet, als unsere Worte es zu thun vermögen.“ — Wieder ein Gesang und nun richtete Missionar Hey an beide Täuf-

linge eine Reihe von Fragen, die auf den Inhalt und Wortlaut des kleinen Katechismus Bezug nahmen; er hatte ihn in ihre Sprache übersetzt. Sie beantworteten alle mit freimütiger Freudigkeit. Dann knieten sie nieder und empfingen nach einem kurzen Gebet und Gesang die heilige Taufe. Ihre bisherigen Namen Jimmy und Sarah behielten sie. Eine zweite Taufhandlung schloß sich daran, Missionar Brown verrichtete dieselbe; sie galt Heys zweiter kleiner Tochter, wie einer Tochter des landwirtschaftlichen Gehilfen Hodges; Schlußgesang. Um allen, um auch den Eingebornen, welche noch wenig Verständnis für die Bedeutung des Freudentages besaßen, einen fröhlichen Tag zu bereiten und eine Erquickung zu bieten, wurde dann draußen im Freien das Fleisch eines Tags zuvor geschlachteten Ochsen unter sie verteilt. Abends halb acht Uhr noch ein Dankes- und Schlußgottesdienst, in welchem unter anderm auch der Eingeborne Oky, dazu aufgefordert, eine kurze Ansprache hielt. Er ist ein unter seinen Landsleuten hervorragender Mann und hatte auch schon um die Taufe gebeten. Der Erfüllung seines Wunsches stand indes der Umstand entgegen, daß er 2 Frauen besaß; Vielweiberei ist nämlich recht verbreitet unter den Schwarzen. Ohne Zuthun und Wissen der Missionare entließ er nun zwar die eine Frau, sie aber wollte nicht entlassen sein, sondern kam wieder zu ihm. Oky sprach ebenfalls sehr gut, überhaupt besitzen die Eingebornen eine nicht ganz gewöhnliche Redebegabung. So ging dieser für die Bewohner von Mapoon unvergeßliche und reichgesegnete Tag zu Ende.

Jimmy und Sarah machen auch laut späterer Nachrichten den Missionaren unausgesetzt Freude. Namentlich ersterer ist von treuem Pflichtbewußtsein und ausdauerndem Eifer erfüllt, waltet sehr verständig in seinem Waisenhaus und leistet durch seine warmen geistlichen Ansprachen den Missionaren gute Hilfe. Am 28. März 1897 nahmen er und seine Frau, nach vorbereitendem Unterricht, mit der Missionsfamilie zum erstenmal am Genusse des heiligen Abendmahles teil. Wir könnten nun auch noch von einigen andern erzählen, die nicht ferne vom Reiche Gottes sind. Doch es genüge, kurz zu sagen, daß das Werk des HErrn in Mapoon fortgeht. Freilich herrscht noch viel Schwachheit, Finsternis und Sünde unter jenen Ein-

gebornen, indes die Rechte des Herrn behält doch den Sieg. Wir aber wollen bedenken, daß die Ernte nicht bloß dort in Nord-Queensland, sondern auf dem weiten Erdenrund sehr, sehr groß, der Arbeiter aber dabei wenige sind, und wollen darum, gehorsam der Aufforderung unseres Heilandes, den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter in seine Ernte senden möge. —